

VI. BEISPIELLOGIK UND BEISPIELTHEORIE

»Example is my name, for we are many.«
(Andrzej Warminski, *Readings in Interpretation*)

DIE PRODUKTION VON SINGULARITÄT DURCH EXEMPLARITÄT

Dieses Kapitel versammelt alle wesentlichen Momente der Beispiellogik und -dynamik aus meiner Perspektive. Es ist das Herzstück dieser Untersuchung. Im Folgenden sei gezeigt, warum die alte Subsumptionslogik eines Christian Wolff zu kurz greift und durch ein anderes, zutiefst verunsicherndes Modell der *elliptischen Auswahl* ersetzt werden muss. Mithilfe von Aristoteles, Nelson Goodman und Giorgio Agamben lässt sich rekonstruieren, wie Beispiele aus ursprünglich nicht beispielhaften »Mengen« überhaupt generiert werden. Die Pointe wird dabei sein, wie sich aus bloß Partikularem Besonderes und aus diesem Besonderem wiederum etwas Exemplarisches *erzeugen* lässt. Im zweiten Teil des Kapitels wird es dann noch einmal konzentriert um den Einsatz und die Wirkungsweise von Beispielen innerhalb einer philosophischen Argumentation gehen, bevor wir in Kap. VII. mit Heidegger, Schapiro und Derrida untersuchen werden, wie sich das hier theoretisch Gesagte *praktisch* zeigt.

Rekapituliert sei zur besseren Orientierung noch einmal die leitende Idee, nämlich, dass sich Beispiele – wörtlich: das Dazu-Erzählte – in philosophischen Texten die Waage halten zwischen Singularität und Partikularität, und zwar gemäß ihrer beiden etymologischen Pole: erstens dem griechischen *Paradigma* (wörtlich: Das Daneben-Gezeigte von griech. παράδειγμα), das auf ein singuläres, vorbildhaftes, mustergültiges, unaustauschbares Referenzobjekt (ein Ereignis, eine Sache, eine menschliche Tat) verweist, und zweitens dem lateinischen *Exemplum* (wörtlich: das aus einer Menge Gleichartiger Herausgerissene von lat. *eximere*), das den partiellen, illustrativen und prinzipiell austauschbaren Charakter des Beispiels betont.

Diese Problematik spiegelt sich im konkreten Beispielgeben, d.h. beim Exemplifizieren, wider: Die Bewegung geht von der (materiellen) Teilhaberschaft (an einer unsichtbaren Menge Gleichartiger), von der Partikularität, über die demonstrative Ausstellung dieser (notwendig) elliptischen Teilhaberschaft hin zu einer künstlichen Singularität, d.h. hin zum Unsichtbar- oder Undeutlich-Werden dessen, was

beide Ausgangsgrößen verband. Das Beispiel steht eigentümlich *neben* der Klasse der Dinge, für die es zu stehen und einzustehen hat.

KEINE SUBORDINATION, SONDERN BEIORDNUNG (ARISTOTELES I)

Der Gedanke der Beiordnung stammt von Aristoteles. Aristoteles weist in seiner *Rhetorik* ausdrücklich drei Fälle zurück, bevor er zu einer eigenen, positiven Definition gelangt: *Keine* Subsumption eines Einzelfalls unter eine allgemeine Regel; *kein* Finden eines Allgemeinen für ein Einzelnes; *kein* Verweis von einem Allgemeinen auf ein anderes Allgemeines, sondern ein Partikulares, das auf ein anderes Partikulares zielt.¹ Anders gesagt, ein Beispiel verweist weder auf ein Einzelnes noch auf ein Allgemeines, sondern immer *auf beides zugleich*. Das heißt: Streng genommen verweist jedes Beispiel nur auf ein anderes, weiteres Beispiel und dieses auf jenes. Es handelt sich also um eine Kette von Gliedern, die sich *alle* reziprok zueinander verhalten. Der Grund für den Verweisungscharakter ist nicht einfach durch internen Vergleich zu bestimmen, sondern ihm wohnt ein Moment der Wahl und der Setzung seitens des Philosophen inne, der sich um die Überzeugungskraft seiner Beispiele sehr wohl selbst kümmern muss.²

An dieser Lesart von Aristoteles ist offenbar auch der französische Linguist Jean-Claude Milner³ nicht unschuldig, der für Stefan Willer die »Wissenspoetik des Beispiels« linguistisch durch das Verfahren der Reihenbildung und der fortschreitenden Beispielkaskaden stützt, in dieser vorstürzenden Serialität jedoch genau das Paradox entdeckt, auf das uns der Text von Aristoteles wenigstens an einer Stelle stößt: dass nämlich jedes Beispiel genau genommen nur »für seinen eigenen Gebrauch« steht, mithin seine Singularität durch den Topos der Exemplarität nur unvollständig kaschiert, während es streng genommen »die Anwendung auf Regeln und Klassifikationen« gerade ausschließt. Die entscheidende Stelle findet sich im Buch A der *Rhetorik*, im 2. Kapitel unter § 19. Weil sie Gewicht für das Folgende hat, will ich sie im Kontext zitieren:

»Es ist bereits angeführt worden, daß das Beispiel (παράδειγμα) eine Induktion (ἐπαγωγὴ) [Erfahrungsbeweis]⁴ sei und womit sich diese

1 Aristoteles, *Rhet.* (Sieveke), Buch A, Kap. 2, § 19, S. 18.

2 Aristoteles, *Topik. Über die sophistischen Widerlegungsschlüsse*, Hamburg 1997, VIII, 1, 157a. Vgl. auch ders., *Analytica priora* II, 24.

3 Jean-Claude Milner, *De la syntaxe à l'interprétation: quantités, insultes, exclamations*, Paris 1978.

4 Induktion wurde 1847 von Paul Gohlke noch mit »Erfahrungsbeweis« übersetzt. Statt von Enthymemen (ἐνθύμημα) spricht Gohlke sehr plastisch von »Gedankenketten«. Vgl. Aristoteles, *Rhetorik*, Paderborn 1959, S. 39f. H.G. Zekl übersetzt es sogar mit »Wendung ans Gefühl«, angelehnt

Induktion befasse. Seine Relation ist aber nicht die eines Teils zum Ganzen, noch die eines Ganzen zu einem Teil, noch die eines Ganzen zu einem Ganzen (ὅλον πρὸς ὅλον), sondern die eines Teiles zu einem Teil (μέρος πρὸς μέρος) [ein Teil zum andern], einer Ähnlichkeit zu einer Ähnlichkeit [ein Fall zu einem ähnlichen]: Wenn nämlich beide zu derselben Klasse (τὸ αὐτὸ γένος) gehören [unter dieselbe Gattung fallen], das eine aber bekannter [durchsichtiger] (γνωριμώτερον) ist als das andere, dann handelt es sich um ein Beispiel.« (Aristoteles, *Rhet.* (Sieveke), Buch A, Kap. 2, § 19, S. 18)

Aristoteles' Aussage ist einigermaßen verzwickelt. Er hält daran fest, ein Beispiel als ἐπαγωγὴ,⁵ als eine durchaus *verführerische Hinführung* (das Adjektiv ἐπαγωγός bedeutet genau dies) zu betrachten, ausdrücklich nicht als Hinführung zu einem Allgemeinen, sondern zu einem anderen Partikularen (μέρος πρὸς μέρος, »eines Teils zu einem Teil«).⁶ Dadurch scheint die besondere Art der Beziehung, die durch das Beispiel gestiftet ist, *weder induktiv noch deduktiv* zu funktionieren; überhaupt dem Verfahren von Subsumption zu widerstehen. Vielmehr denkt Aristoteles das Beispiel hier als einen Analogieschluss von der einen auf eine andere Ebene. Die Ebene selbst ist von Belang, sie hat es ihrerseits mit Heterogenitäten zu tun, die (noch nicht oder konstitutiv nicht) auf ein Ganzes geeicht sind bzw. ihrerseits keine Ganzheit formen. Warum ein Vergleich auf der Ebene eines Partikularen zu einem anderen Partikularen überhaupt möglich und nötig erscheint?

Aristoteles macht zwei Momente aus: eine (existierende) Ähnlichkeit und gleichzeitig ein *Gefälle* in der Sichtbarkeit bzw. Bekanntheit oder Prominenz (dieser Ähnlichkeit). Erst das Gefälle – d.h. der *schon entschiedene* Vergleich zwischen beiden – macht den besser erkennbaren, den transparenteren (γνωριμώτερον)⁷ Fall *scheinbar zwanglos* zum Beispiel, d.h. zum sinnfälligen Vorbild für den weni-

an seine etymologische Herkunft im Sinne von ἐν θύμῳ. – Vgl. Aristoteles, *Organon*, 3 Bde., Hamburg 1997/98.

5 Wörtlich übersetzt bedeutet ἡ ἐπαγωγὴ das Herbeirufen, Anrufen, Heranschaffen, die Zufuhr, *militärisch*: Anrücken, Angriff, *logisch*: Induktion.

6 Hier bietet sich eine interessante Parallele zu Wilhelm Weischedels Deutung der ästhetischen Erfahrung von Kunstwerken – sein zentrales Beispiel ist ein Stilleben mit Äpfeln und Brot von Paul Cézanne von 1880 – an: Hier ist das Werk selbst »ein einzelnes Ding«, das »gar nicht an die Stelle eines einzelnen Dinges« tritt, sondern dazu führt, daß dem Betrachter die anderen gewöhnlichen Dinge der Welt entgleiten. »Der Raum seiner Welt ist also gleichsam freigeworden, und ihn füllt jetzt das Kunstwerk aus«. Statt Stellvertreterschaft schafft das Beispiel der Kunst also Raum für eine metaphysische Tiefenerfahrung, es ist kein Konkretes, das auf ein anderes Abstraktes verweise, sondern eine Partikularität, die eine andere Partikularität, hier die je bestimmte Tiefe des Absoluten, aufschließt. – Vgl. Weischedel, *Die Tiefe im Antlitz der Welt*, S. 18.

7 Das Wort ist abgeleitet vom griech. Adjektiv γνώριμος: erkennbar, verständlich, bekannt, befreundet, angesehen, vornehm. – Vgl. Herrmann Menge/Karl-Heinz Schäfer/Bernhard Zimmer-

ger durchsichtigen Fall. Die Dominanz des bekannteren Falls wird allerdings erst durch den weniger markanten Fall augenfällig, ganz wie es das griechische Original verspricht. Ein gutes Beispiel für diesen Sachverhalt liefert hierfür wiederum Comenius in seiner *Didactica magna*, wenn er in den »Grundsätzen zu sicherem Lehren und Lernen« schreibt:

»Wenn einer diese Beispiele [etwa wie Gärtner, Maler und Baumeister den Spuren eines brütenden Vogels folgen, Anm. M.S.] zu nichtig, zu bekannt und alltäglich findet, so möge er sich in Erinnerung rufen, daß wir sie hier heranziehen, um von jenen bekannten, täglichen Vorgängen, die in Natur und in der Kunst (nur in der Schule noch nicht) zu gutem Erfolg führen, jene weniger bekannten, die wir uns zum Ziel gesetzt haben, abzuleiten. Und wenn das, wovon wir die Idee für unsere Vorschriften hernehmen, so bekannt ist, so werden hoffentlich unsere Schlußfolgerungen um so mehr einleuchten.«⁸

Die Übertragung ganz bestimmter Züge des Sachverhalts auf einen anderen erfolgt also wiederum in zwei Richtungen: Die größere Durchsichtigkeit – und damit auch Deutlichkeit und Plausibilität – eines Sachverhalts leiht sich und braucht die Undurchsichtigkeit eines anderen Sachverhalts, um auch an ihm etwas sichtbar zu machen, das anderenfalls unter der Schwelle der Aufmerksamkeit geblieben wäre. Ein gelungenes Beispiel erzeugt Transparenz, es wirft Licht auf eine undurchsichtige Sache, es leiht ihm seine eigene Prägnanz, d.h. es erhöht seine epistemische Performanz.

Es gibt noch einen weiteren Aspekt: Um ein Beispiel für etwas anderes zu werden, bedarf es laut Aristoteles bereits einer gemeinsamen Klassenzugehörigkeit, die allerdings erst durch den Vergleich als solche augenfällig gemacht wird (Gefahr eines *circulus in probando*). Wenn ein Beispiel nach Aristoteles' Willen die Struktur eines Analogieschlusses hat, dieser selbst auf dem genannten Gefälle der Durchsichtigkeit beruht, das aber nicht die Natur, sondern lediglich die Sichtbarkeit einer Sache betrifft, so steht es unter einer zweifachen Anforderung:

– Es hat Ähnliches nur mit *tatsächlich* Ähnlichem zu vergleichen (*Der-Fall-Sein als Voraussetzung der Vergleichbarkeit*).

– Es hat *weniger* Durchsichtiges durch Rekurs auf ein Durchsichtigeres zu bestimmen (*Richtung bzw. Gefälle des Vergleichs*).

Offen bleibt, ob das Gefälle der Transparenz den Vergleich erleichtert (im Sinne des zweiten Punkts, also die fraglose Anwendung des bekannteren Casus auf den

—
mann (Hg.), *Langenscheidts Taschenwörterbuch Altgriechisch–Deutsch*, Berlin/München 1986, S. 102.

⁸ Comenius, *Große Didaktik*, S. 85f.

weniger bekannten) oder erschwert (im Sinne des ersten Punkts, dass zwei Fälle gar nicht als einander ähnlich erkannt werden). Wird das Gefälle zu groß oder zu klein, unterläuft der Vergleich seine eigenen Entstehungsbedingungen. Der Abstand an Deutlichkeit und Transparenz spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Wahl und Applikationsmöglichkeit eines Partikularen, das für ein anderes Partikulares zum Beispiel wird.

Auch die Frage, die sich anschließt, bleibt zunächst offen: Hat ein Partikulares – ohne Aufhebung dieser Partikularität – ein anderes Partikulares unter einem bestimmten Gesichts- bzw. Vergleichspunkt zu evaluieren, um die Beibehaltung der Vergleichbarkeit zu garantieren, oder hebt eine (einmal etablierte) Beispielrelation diese Möglichkeit nicht gerade auf? Der Vergleichspunkt ist eben nicht, wie Aristoteles das imaginiert, inhaltlich unberührt von dem bloß äußerlich konstatierten Gefälle der Sichtbarkeit, das überdies in der deutschen Übersetzung als ein Gefälle von ›Bekanntheit‹ eine andere inhaltliche Konnotation erfährt. Denn erst das *clara-obscura*-Gefälle erlaubt die ›feindliche Übernahme‹ des einen Falls durch einen anderen und zwar gewissermaßen *in toto*. Indem etwas überhaupt zu einem Fall für bzw. von einem anderen wird, erlischt oder erübrigt sich fortan der Vergleich. Neuerlich droht ein Substitutionsverhältnis, also genau das, was das Beispiel – in der Tradition des lateinischen *exemplum* – konstitutiv auszuschließen schien: ein genuin Austauschbares zu sein, das jederzeit ausgetauscht werden kann durch ein Gleichartiges, aber nicht durch etwas Ungleichartiges ersetzt werden kann.

Noch schwieriger wird die Deutung des Gemeinten mit Rekurs auf das konkrete Beispiel, das Aristoteles nach seinen oben zitierten allgemeinen Explikationen selbst gibt. Denn auch der Rekurs auf einen »gleichen allgemeinen Satz«⁹ oder »unter dasselbe Allgemeine«¹⁰ taucht plötzlich wieder auf und macht die Rede von einem Teil, das sich auf ein Teil bezieht, wieder fragwürdig. Das von Aristoteles selbst als ein Beispiel für ein Beispiel angeführte Beispiel folgt nämlich seinerseits einer ganz anderen Erklärungsfährte – die der *Syllogismus-truncatus*-Lehre.

Diese reduziert die Enthymeme¹¹ zusammen mit den Beispielen auf einen unvollständigen oder verkürzten Schluss, bei dem eine Proposition, häufig ist es eine Prämisse, fehlt, die dann von den Zuhörern konventionell ergänzt wird. Die Kommentatoren haben dieses Fehlen bzw. diese Intransparenz aller Prämissen verschieden gedeutet und sie mit der gebotenen Kürze des Rhetors, aber auch mit dem Ernstnehmen eines kundigen Publikums in Verbindung gebracht. Durchge-

9 Aristoteles, *Rhet.* (Sieveke), S. 19.

10 Aristoteles, *Rhetorik*, Darmstadt 2002, S. 27. Fortan zit. als *Rhet.* (Rapp).

11 »1144. Was ist der Unterscheid zwischen Axiom und Enthymem? Axiom: was wir von Haus aus, ohne Beweis anerkennen; Enthymem: was uns an viele Fälle erinnert und das zusammenknüpft, was wir schon einzeln erkannten.« – Johann Wolfgang Goethe, *Maximen und Reflexionen*, Frankfurt/M. 1982, S. 197.

setzt haben sich in der jüngeren Forschung nicht-reduktionistische Ansätze, die sowohl die eigentümlichen Gedankenketten in der Rhetorik wie auch die Beispiele nicht länger am Vorbild der späteren Schlusslehre des Aristoteles, sondern eher an seiner früheren Topik geschult wissen möchten.

Christof Rapp legt in seiner ausführlich kommentierten Neuübersetzung der Aristotelischen Rhetorik Wert auf die Feststellung, dass sich im Original keine bündige Enthymeme-Definition finden lasse. Vor allem die aus der *Ersten Analytik* (II 27, 70a10) zitierte Wendung, es handle sich dabei um ein συλλογισμός ἀτελής, d.h. um einen Schluss aus lediglich wahrscheinlichen Prämissen oder aus Beispielen, lasse sich leicht als Fälschung entlarven, sie finde sich nur in einer »der drei von Bekker bzw. einer der fünf von Ross benutzten Handschriften«. ¹² Weil die Hintergrundlogik ¹³ der Rhetorik aber in der Topik zu finden sei, werde auch deutlich, warum es auf die »brauchbaren Argumente« in den Enthymemen selbst ankomme; während ihr deduktiver Aufbau oder ihre Deduzierbarkeit einen Moment lang zurücktrete. Rapp hält jedoch in seinem Resümee – der Zurückweisung der *Syllogismus-truncatus*-Lehre bei gleichzeitiger Anerkennung des Modellcharakters deduktiv gültiger Schlüsse – gerade die stiefmütterliche Behandlung der »induktiven Argumentationsform der Rhetorik, das Beispiel«, dem Aristoteles »nur geringe theoretische Beachtung« schenkt, für den entscheidenden Hinweis für die konsequente Aufrechterhaltung des »Anspruch[s] der Deduktivität«. Offenbar teilt Rapp nicht Aristoteles' Einschätzung, das Beispiel stelle »lediglich die induktive Prämisseneinführung zu einem deduktiv zu rekonstruierenden Argument dar« ¹⁴ – allerdings sei der Kommentar nicht der Ort, diese Ansicht zu korrigieren.

Kehren wir zurück zu dem Beispiel, das Aristoteles selbst als Beispiel für ein Beispiel anführt.

»So wenn man sagt: *Dionysius trachtete, indem er eine Leibwache forderte, nach der Tyrannis; denn auch Peisistratos forderte vor ihm mit der gleichen Absicht eine Leibwache, und als er sie erhalten hatte, wurde er Tyrann; ebenso Theagenes in Megara*; desgleichen dienen alle anderen, von denen man es weiß, als Beispiel für das Ansinnen des Dionysius, von dem man es noch nicht weiß, ob er für den gleichen Zweck seine Forderung stellte. Alle diese [Beispiele] aber fallen unter den gleichen allgemeinen Satz: *Wer nach Gewaltherrschaft trachtet, fordert eine Leibwache.*« (Aristoteles, *Rhet.* (Sieveke), Kap. 19, 1357e)

¹² Aristoteles, *Rhet.* (Rapp), S. 358.

¹³ Ebd., S. 361.

¹⁴ Alle ebd., S. 362.

Ist das so? Ist denn schon ausgemacht, dass der Dionysius *zu derselben Klasse* gehört wie Theagenes¹⁵ und Peisistratos? Letzterer soll dreimal nach der Tyrannenherrschaft gegriffen und schließlich achtzehn Jahre lang, von 546 v. Chr. an, über Athen geherrscht, das Münzwesen eingeführt und die demokratischen Reformen des Solon fortgeführt haben.¹⁶ Einmal soll sich Peisistratos die Macht mithilfe einer als Schutzgöttin verkleideten Frau erschlichen haben, die Aufstellung einer Leibgarde mutet demgegenüber geradezu überflüssig plump an. Aristoteles liefert ein Beispiel für einen verkürzten Analogieschluss, aber er liefert damit mitnichten ein *Beispiel für ein Beispiel*, was auch daran zu liegen scheint, dass sein Narrativ bemüht und vom Ende her, vom allgemeinen Satz über Gewaltherrschaft, gesteuert zu sein scheint. Aristoteles versucht das, was normalerweise unbemerkt geschieht, wenn wir ein Beispiel richtig verstehen, zugleich zu kommentieren und zu demonstrieren. Zu diesem Zweck wechselt er zweimal in die direkte Rede. Doch was Aristoteles demonstriert, ist das schwache Band zwischen dem Los des Peisistratos und dem des Dionysius.

Das negative Urteil über Dionysius fällt dennoch nicht zufällig, vielmehr scheint es vorab ausgemacht zu sein, gerade auch für die Adressaten von Aristoteles' *Rhetorik*: Wenn es sich hier um Dionysius II. von Syrakus (um 396 bis 337 v. Chr.) handelt, und es gibt wenig Grund, daran zu zweifeln, dann gibt es hierzu eine Vorgeschichte, nämlich eine Begegnung mit Platon. Dessen zweite Sizilienreise im Jahr 366 v. Chr. auf Einladung des Dion, einem Schwager des jungen Tyrannen, hatte wesentlich zum Inhalt, Dionysius von der platonischen Staatsphilosophie zu überzeugen. Syrakus als Philosophenstaat? Dionysius witterte jedoch einen Putschversuch durch Dion (den dieser dann 357 v. Chr. auch wirklich versuchte), und Platons Reise endete im Eklat. Seither steht auch das Urteil über Dionysius II. fest. Weil er wirklich der Tyrann wurde, der er (nicht immer) war, erscheint auch das Aufstellen einer Leibgarde nur folgerichtig.¹⁷

Aber auch wenn wir den Inhalt des Beispiels ganz beiseite lassen und nur auf seine Form achten, folgt es einem auffälligen Muster, das vielen Aristoteles-Kommentatoren Sorgen bereitet und das vor allem anhand der rhetorischen Schwesterform des Beispiels, der Enthymeme, entfaltet und problematisiert wird. Aristoteles' Beispiel für ein Beispiel, das in Wirklichkeit ein Beispiel für einen impliziten Analogieschluss ist, gehorcht exakt der oben von Rapp zurückgewiesenen *Syllogismus-abbreviatus-et-truncatus*-Theorie. (Auch Rapp bemerkt dies, zeigt sich allerdings

15 Aristophanes verspottet ihn in den *Wespen*, Thukydides und Xenophon beurteilen ihn nicht freundlicher.

16 Die Quellenlage zu Peisistratos ist schwach und wird lediglich durch Herodots *Historien* und Aristoteles selbst (in der *Athenaion Politeia*) gestützt. Vgl. Helmut Berve, *Die Tyrannis bei den Griechen*, München 1967.

17 Gemeint ist eher ein ganzes Söldnerheer, nämlich das, mit dem Dionysius II. den Dion besiegte, der gegen ihn mit nur 800 Mann zu putschen versuchte – vergeblich.

von seinem Befund unbeeindruckt und spricht schlicht von dem »Umweg über die in der Rhetorik verwendeten Beispiele.«¹⁸

DIE »PARS-PRO-TOTO«-THEORIE UND IHRE MODERNE MODIFIKATION

»Alle Beyspiele weggelassen.
Dieß würde ins Unermeßliche führen.«
(Friedrich Schlegel)¹⁹

Das *mundus-in-gutta*-Ideal des Beispiels besagt im Ausgang von Aristoteles' *Rhetorik*, dass am Ende einer langen und umständlichen theoretischen Darlegung ein einziges, knappes Beispiel genügen wird, um den Gedankengang auch für die LeserInnen zu einem befriedigenden Abschluss zu bringen. Wir stehen hier vor der Einsicht, dass Beispiele nicht nur eröffnende, sondern auch *abschließende Funktion* für die Argumentation in philosophischen Texten haben können. Die Frage ist natürlich, warum Einbildungs- und reflektierende Urteilskraft (um in kantischen Termini zu sprechen) im Ausgang eines solchen konkreten Miniatur-Narrativs so vorzügliche Bedingungen vorfinden, um gleichsam das gesamte Terrain der Argumentation noch einmal abzuschreiten, allerdings auf dem schnellstmöglichen Weg.

Vermutlich liegt der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage in der *Miniaturisierung*, mit deren Hilfe das Problem der Stofffülle überwunden werden soll.²⁰ Ähnlich wie eine Glaskugel, in der es zu schneien beginnt, wenn man sie schüttelt, sodass sich ein perfektes Weihnachtsgefühl entwickelt, das man teilen muss, selbst

18 »In der *Rhetorik* führt Aristoteles zahlreiche Beispiele für Enthymeme an, die tatsächlich nur eine einzige Prämisse benutzen. Weil es ein wichtiges Theorem der Syllogistik ist, dass Syllogismen nicht aus weniger als zwei Prämissen bestehen können, die Enthymeme aber als Syllogismen definiert wurden, wird gefolgert, dass in allen diesen Beispielen die zweite Prämisse unausgesprochen bleibt, weil sie selbstverständlich sei. Selbst wenn also die definitiven Aussagen nicht die *Syllogismus-truncatus*-Lehre belegen würden, könnte man sich darauf berufen, dass Aristoteles diese Lehre immerhin verwendet. [...] An der Beobachtung, dass viele dieser Schlüsse tatsächlich Ein-Prämissen-Argumente sind, gibt es nichts zu deuten. Jedoch folgt daraus nicht, dass Enthymeme wesentlich oder auch nur immer unvollständige Deduktionen wären, und es folgt schon gar nicht, dass diese so genannte Unvollständigkeit eine spezifische Differenz der Enthymeme gegenüber allen anderen συλλογισμοί sei.« – Aristoteles, *Rhet. (Rapp)*, S. 359.

19 Schlegel, *Zur Philologie*, S. 37, Nr. 32. Vgl. hierzu die Diskussion in Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 57.

20 Vgl. hierzu, allerdings mit Schwerpunkt auf dem pädagogischen Einsatz von Beispielen im Unterricht, Martin Wagenschein, »Das Exemplarische in seiner Bedeutung für die Überwindung der Stofffülle«, in: *Bildung und Erziehung* Nr. 8, 1955, S. 523. – Vgl. hierzu auch Buck, *Lernen und Erfahrung*, S. 115.

wenn man das eigentlich nicht möchte, ermöglicht auch das die Argumentation abschließende Beispiel den temporär eng begrenzten Eintritt in einen *simulierten* Erfahrungsraum, weshalb der Name *a-world-in-a-nutshell* durchaus zutreffend gewählt ist.

Alles erscheint im abschließenden Beispiel auf prototypische Weise geordnet, übersichtlich und klar, wenn auch unendlich viel kleiner als in Wirklichkeit. Das Beispiel bietet sich zur Gewinnung dieser ›Übersichtlichkeit‹ über eine komplexe Argumentation an, weil es auf kurze und bündige Weise, dabei inhaltlich dicht und auch ein wenig rätselhaft, dazu einlädt, das Gemeinte auf andere Weise, aber eben durchaus prototypisch ›nachzuvollziehen‹. Da es sich um den Eintritt in ein Miniatur-Narrativ handelt, das in der Regel nicht mit theoretischen Begriffen operiert, sind hier von den Zuhörer- oder LeserInnen andere als begriffslogische Fähigkeiten gefragt: Vorstellungsvermögen, Assoziation (auch von Bildern), Kombinationsgabe, die Interpretation der geschilderten Situation (etwa auch das Fortspinnen derselben), das Einflechten eigener, persönlicher Erinnerungen zur Validierung des Vorgestellten, die Suche nach Vergleichsmomenten und Analogien, aber auch nach Unterschieden; schließlich erlauben der versuchsweise Überschlag bzw. die Rückübertragung des Geschilderten auf das theoretische Problem den mitdenkenden LeserInnen, der Argumentation dabei zugleich eine besondere, ja individuelle *Färbung* – eine Vorform von Eigensinn, die es dem Konkreten verdankt – zu geben.

Die Miniaturisierbarkeit (des Problems), die den Gewinn des *mundus-in-gutta*-Ideals für die eine Argumentation abschließenden Beispiele auszumachen scheint, korreliert dabei mit einem wichtigen Zug des Beispielgebens überhaupt. Was im *mundus-in-gutta*-Ideal totalisiert erscheint als voll funktionsfähige Miniaturwelt, in der sich die LeserInnen vergleichsweise frei, aber eben auch ein wenig kulisshaft bewegen, ist immer nur *ein Ausschnitt, der für wesentlich erklärt wurde*. Ein jedes Beispiel (nicht nur das abschließende) wählt als *pars pro toto* nämlich immer unter vielen Möglichkeiten ein bestimmtes Konkretes aus und setzt es stellvertretend für ein Allgemeines; selbst dann noch, wenn es vom theoretischen Standpunkt auf Austauschbarkeit besteht. Es präsentiert immer nur einen Ausschnitt aus einer möglichen Beispielmaterie. Entscheidend ist nun, wie es diesen Ausschnitt *gleichzeitig für irrelevant und für signifikant erklärt*, d.h. wie es glaubhaft macht, dass das Weggeschnittene nichts Wesentliches enthält, was nun dem Ausschnitt fehlen würde, während umgekehrt der Ausschnitt *sämtliche* wesentliche Momente zu enthalten verspricht, die sinnvoll auf ein Allgemeines *hochgerechnet* werden können. Der Ausschnitt muss also gleichzeitig autonom (gegenüber der Menge, aus der er genommen wurde) erscheinen und dennoch heteronom (mit Blick auf das Allgemeine, dem es zu sekundieren hat) sein, um in einen größeren Zusammenhang eingebettet werden zu können.

DAS AUSSTELLEN VON TEILHABERSCHAFT NELSON GOODMAN, EINES SCHNEIDERS PROBE UND DIE METAPHORISCHE EXEMPLIFIKATION

Von Nelson Goodman stammt in *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols* eine genaue Beschreibung dieses Sachverhalts. Er führt den Begriff der *exemplification* gleich zu Beginn der Symboltheorie als operationales Konzept ein. Mich interessiert hier nicht, ob dieses Konzept innerhalb seiner Kunsttheorie aufgeht. Da es sich bei dem Begriff ja gerade um keinen genuin ästhetischen oder kunstspezifischen handelt, möchte ich herausfinden, ob Goodmans Konzept an seine buchstäbliche Bedeutung zurückgebunden werden kann: als exemplarische Beschreibung des Prozesses des Beispielgebens, dessen besonderen Mechanismus Goodman zutreffend beschreibt, obgleich er sich theoretisch auf etwas anderes konzentriert. Goodman möchte seine Rede von der Exemplifikation auf Kunstwerke angewendet wissen, wobei die Neuheit seines Denkens – wie Simone Mahrenholz gezeigt hat – durchaus in seinem Beharren auf der Existenz *sinnlich-materieller Eigenschaften* im Kunstwerk liegt, die durch ihre Etikettierung als dieses oder jenes nicht beliebig umkodiert werden können.²¹ Theoretisch geht es Goodman, das sei zur besseren Orientierung vorausgeschickt, darum, zu zeigen, in welcher Weise Kunstwerke durch bzw. über ihre materielle oder auch nur metaphorische Teilhaberschaft mit den Materialien oder Entitäten, denen sie ihre Existenz verdanken, eine Form des Verweisungscharakters ausbilden, der sie zugleich von der Klasse der Dinge/Entitäten, aus denen sie hervorgegangen sind, trennt. Interessanterweise bringen Goodmans eigene Beispiele für den grundlegenden Mechanismus der *exemplification* gerade keine einzigartigen Kunstwerke, sondern reproduzierbare Dinge – und ihre Käuflichkeit – in Erinnerung. Allerdings tut dies, wie wir sehen werden, dem beschriebenen Phänomen sowie dem ihm folgenden Argument keinerlei Abbruch. Es zeigt sich vielmehr, dass Singularität für Goodman keine sich selbst setzende ontologische Qualität, sondern eine *normative Zuschreibung* ist, weshalb auch die Trennlinie zwischen Partikularität und Singularität philosophisch denkbar fein wird.

In seinem Kapitel über Exemplifikation gibt Goodman zunächst eine Minimaldefinition des gemeinten Mechanismus. Damit etwas (eine Sache, ein Ding, ein Ereignis) zu einem Beispiel *für etwas anderes* werden kann, muss es – über eine elliptische Verkürzung, d.h. durch eine Auswahl und die Bündelung bestimmter Merkmale (nicht aller!) – als Stellvertreter oder *Fürsprecher* für dieses Andere (die avisierte Zielmenge) passend gemacht werden. Dies kann das exemplifizierende Etwas (sprich: das spätere Beispiel) aber nur tun, indem es seine *materielle Teil-*

21 Vgl. Simone Mahrenholz, *Musik und Erkenntnis. Eine Studie im Ausgang von Nelson Goodmans Symboltheorie*, Stuttgart 1998, insbes. Kap. II.2, S. 48–55.

haberschaft mit einer – wie auch immer gestalteten, realen – Ursprungsmenge ausstellt und so zu einem *sample*, zu einer Probe wird.²²

Exemplifikation setzt für Goodman also als Minimalbedingung zweierlei voraus: »Besitz plus Bezugnahme (*possession plus reference*)«,²³ d.h. materielle Teilhaberschaft und das Ausbilden einer demonstrativen Referenz. Die dabei fast unmerklich entstehende Transformation von einer zunächst bloß partikularen zu einer exemplarischen Sache vollzieht sich für Goodman wesentlich während des und durch den schieren Akt der Ausstellung ihres besonderen Teilhabeverhältnisses. Exemplifikation bezeichnet jenen heiklen Akt, der aus Partikularität (die sich darin äußert, das homologe Teil einer x-beliebigen Ursprungsmenge zu sein) und Arbitrarität (der konkreten Merkmalsauswahl) gleichzeitig Singularität und Exemplarität erzeugt, indem er »zwischen [...] zwei Elementen in beiden Richtungen«²⁴ vermitteln muss.

Goodman ist sich bewusst, dass die Stärke und Evidenz der Exemplifikation – nämlich das Ausstellen von materialer Teilhaberschaft – zugleich deren eigentümliche *Schwäche* ausmacht. Er diagnostiziert, dass schon *während* des Akts des Beispielwerdens und -gebens, die zunächst durch Teilhaberschaft gebundene, *buchstäbliche Referenz dazu tendiert, eine metaphorische zu werden*. Seine Rede von den »beiden Richtungen« innerhalb einer Exemplifikationsbeziehung ist als reziprokes Verhältnis ernst zu nehmen. Sie bedeutet, dass, sobald etwas erfolgreich zu einem Beispiel für ein anderes geworden ist, dieses Andere fortan ebenso gut für das Beispiel eintreten kann. Nicht nur das Beispiel (das Exemplifizierende) etikettiert das Exemplifizierte auf besondere Weise (d.h. zeichnet es als dieses oder jenes aus), sondern auch das Exemplifizierte kann zum Exemplifizierenden werden, indem es eben dieses *denotiert* (bezeichnet). Die Bewegung in zwei Richtungen lässt sich demzufolge als *Etikettierung (Auszeichnung, Ausweisung) einerseits und Denotation (Bezeichnung) andererseits* konkretisieren. Gleichzeitig bereitet der Begriff der Etikettierung das bereits im Akt der Exemplifikation beginnende *Abstandnehmen* von der materialen Teilhaberschaft vor. Mit Abstandnahme ist hier zunächst gemeint, dass die materiale Teilhaberschaft zunehmend aus dem Fokus und später sogar zum Hindernis gerät. (So wird es auch bei Goodman im

22 Die Rede von Ursprungs- oder Ausgangsmenge einerseits (aus der das Beispiel entnommen wird) und von einer Zielmenge andererseits (für die es stehen wird) ist nicht unproblematisch. Sie versucht eine funktionale Unterscheidung begriffsfähig zu machen, obgleich es streng genommen um eine Differenz(ierungs)leistung *innerhalb* einer Menge geht, die dadurch einer Transformation unterworfen wird, welche die vorgenommene begriffliche Unterscheidung rechtfertigt. Das Besondere am Beispielgeben ist ja gerade, dass die ›Ursprungsmenge‹ nur durch und in Gestalt des Beispiels selbst *verkörpert* und *sichtbar* wird. Das, was dann später ›Zielmenge‹ heißt, meint den Zuschnitt, den ›Sehepunkt‹ (*point de vue*) oder die Perspektive, die sich durch das Beispiel rückwirkend auf die ›Ursprungsmenge‹ ergibt.

23 Goodman, *LA*, S. 53; *SpK*, S. 60.

24 Ebd.

weiteren Text darum gehen, aus der buchstäblichen eine metaphorische Exemplifikation zu machen, die mit arbiträren Etiketten arbeitet, welche keinerlei Teilhaberschaft oder auch nur Ähnlichkeit mit der Ausgangs- und der Referenzmenge mehr unterhält.) In der doppelten Dynamik von Goodmans Erklärung des Beispielgebens lassen sich somit zwei Bewegungen unterscheiden: erstens, wie etwas Partikuläres unter Zuhilfenahme von Arbitrarität *Exemplarität erzeugt*; zweitens, wie Exemplarisches durch Aussonderung und Ausschluss aus Partikularem etwas *Singuläres generiert*.

Aus der konkreten Teilhaberschaft eines Dings an einer größeren Menge wird im Akt der Exemplifikation zunächst durch *Auslassung und Zuspitzung* ein elliptisches Muster gewonnen. Goodmans Beispiel ist bezeichnenderweise die Stoffprobe eines Schneiders (»a tailor's booklet of small swatches of cloth«),²⁵ die einer Kundin mit nach Hause gegeben wird. Es folgt also eine *Auswahl*, welche die künftige Stellvertreterschaft vorbereitet (die Textur und die Farbe zu denotieren, nicht aber die Stoffbreite oder ihren Preis). Bestimmte Eigenschaften werden *stärker* als andere bewertet und als solche *ausgestellt*. Um im Vorstellungsraum des konkreten Beispiels zu bleiben: Aus einem beliebigen Stoffballen wird am Rand ein kleines Stück herausgeschnitten. Erst mit dem Moment der *materialen Trennung* vom Stoffballen wird das zunächst noch partikuläre Stück zu etwas Exemplarischem. Es exemplifiziert fortan ganz bestimmte Eigenschaften des Stoffballens, und zwar genau diejenigen, *die es (noch) immer mit ihm teilt*, insbesondere die Farbe und die Textur.

Von anderen Eigenschaften bleibt das Stoffmuster hingegen nicht nur metaphorisch, sondern ganz *buchstäblich abgeschnitten*. Dem Moment der Auswahl haftet – daran lässt Goodman keinen Zweifel – immer auch etwas Arbiträres an. Das Stoffmuster exemplifiziert nicht etwa die Stoffbreite (die wichtig zu erfahren ist); umgekehrt exemplifiziert es durchaus ›Kleinheit‹, obwohl gerade diese keine seiner im Bezug zum Stoffballen nötigen oder gewünschten Sample-Bildungen ist. »Ein einziges Beispiel kann Beispiel für vieles sein, wenn auch nicht für beliebiges«,²⁶ so fasst Gottfried Gabriel das Problem der Unbestimmtheit, das sich aus Goodmans zutreffender Analyse der Exemplifikation ergibt, zusammen. Anderer-

25 Über die Wahl dieses besonderen Beispiels lässt sich viel sagen, etwa, dass es in allzu buchstäblicher Weise das Gemeinte exemplifiziert. Schon die Art, wie Goodman seine Exemplifikation abstrakt erläutert, macht (über)deutlich, dass es ihm dabei vornehmlich um die Herstellung von (etikettierenden) Mustern geht. Seine Definition ›Besitz plus Bezugnahme‹ weist genau in diese Richtung. Um die allgemeine theoretische Beweisführung zwingender zu gestalten, erscheint die spezielle Stoffprobe eines Schneiders als die *besondere Exemplifikation der Exemplifikation*, d.h. als getreue Reduplikation des Gemeinten: als Muster eines Musters. Innerhalb von Goodmans Beweisführung wirkt das Stoffprobenbeispiel daher gerade nicht austauschbar, sondern paradigmatisch. Seine Provenienz, seine Zitierfähigkeit in der philosophischen Debatte beweisen das.

26 Gottfried Gabriel, *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart/Bad Cannstatt 1975, S. 102.

seits ist die Stoffprobe gerade aufgrund ihrer miniaturhaften Ausmaße nicht so wertvoll wie der Stoffballen, sondern kann ohne Verlust für den Schneider verloren oder vernichtet werden. Mit anderen Worten, aus dem einen, kleinen Muster lässt sich kein Kleid schneiden (vielleicht aber ein Couchkissen),²⁷ aber an ihm lässt sich sehen, ob das Kleid zur sonstigen Garderobe und zu den Schuhen passt. So wird die Stoffprobe (als sinnliches *sample*) bald zu einem (›unsinnlichen‹) Etikett (*label*) für bestimmte Eigenschaften des Stoffes, nicht aber zum vollgültigen Stellvertreter für den Stoffballen (sein Gewicht, die Stoffbreite, seinen Wert oder Preis.) Der *gleichzeitig zielgerichtete wie arbiträre Auswahlcharakter* von Eigenschaften sowie die *temporäre materiale Trennung* von der Ausgangsmenge erklären, warum das Stoffmuster den Stoffballen in bestimmten Hinsichten buchstäblich, in anderen aber nur metaphorisch oder überhaupt nicht exemplifiziert.

Goodman beschreibt unter dem Stichwort der Exemplifikation nicht primär, wie ein Besonderes in ein Allgemeines transformiert wird, sondern wie durch Exemplifikation ein Partikulares zu etwas Singulärem *wird*. Das hat praktische Folgen, welche die von ihm gewählten Beispiele mehr als deutlich vor Augen führen: Aus der Stoffprobe des Schneiders wird kein Kleid mehr genäht, mit der Pizza im Schaufenster der Pizzeria kein Gast mehr beglückt, ja sogar der Rolls-Royce im Autohaus wird zum unverkäuflichen Original, solange das Ausgestellte tatsächlich erfolgreich exemplifizieren soll, was es zu haben und zu verkaufen gibt.²⁸ Der Mechanismus der Exemplifikation wird von Goodman konsequent als *eine arbiträre Form von Ausschluss* bestimmter Eigenschaften im Prozess der elliptischen Musterwerdung thematisiert; eine aktive Aussonderungsbewegung, die mit dem *Akt der Ausstellung* von immer noch vorhandener, aber nicht völliger materialer Teilhaberschaft notwendig verbunden bleibt.

Sein Insistieren auf der materialen Teilhaberschaft (*possession*) muss daher um des besseren Verständnisses willen durch die Notwendigkeit zum Bruch mit der materialen Ausgangsmenge des Exemplum ergänzt werden. Das Muster ist mit der Menge, aus der man es riss, um diese auszustellen und zu vertreten, nur *partiell homolog* bzw. strukturisomorph. Die für Goodman so wesentliche Ausstellbarkeit bedeutet nicht nur simplen Kontext-, sondern auch *Materialbruch*, bedeutet

27 Vgl. die Stelle aus Goodmans *Weisen der Welterzeugung*, in der es ein Polsterer zu genau nimmt und seiner Kundin für ihre Couch »einige Hundert Stücke [Stoff, Anm. M.S.] von 6 x 10 cm mit Zickzackrand, genau wie das Muster« zuschickt. – Nelson Goodman, *Weisen der Welterzeugung*, Frankfurt/M. 1995, Kap. IV. 3, »Proben«, S. 83.

28 Dieses Beispiel stammt ebenfalls von Goodman, der allerdings vor der Gefährlichkeit der elliptischen Rede im technischen Diskurs warnt, wenn man mit der Aussage, »ein Auto im Ausstellungsraum exemplifiziere einen Rolls-Royce«, nur auf verkürzte Weise sagen wolle, dass das fragliche »Auto die Eigenschaft exemplifiziert, ein Rolls-Royce zu sein.« Der Begriff der *exemplification* wäre hier besser durch den der *ostension* zu ersetzen, letztere ist nämlich für Goodman nicht nur »the relation between a sample and what it refers to«, sie ist vielmehr »the act of pointing to a sample«. – Goodman, *LA*, S. 53; *SpK*, S. 60.

gleichzeitig und gleichursprünglich Einschluss und Ausschluss. Das hat Folgen für das Exemplifizierende, für das Beispiel selbst.

**GIORGIO AGAMBENS PARTIKULARISMUS DES BEISPIELS
EIN SINGULÄRES, DAS AUF EIN ANDERES SINGULÄRES VERWEIST
(ARISTOTELES II)**

»Einerseits behandelt man jedes Beispiel wie einen realen Einzelfall, andererseits geht man davon aus, dass es als Besonderes seine Gültigkeit verliert.«²⁹ Giorgio Agamben erkennt in diesem Ausschluss letztendlich den *konsequenten Selbstausschluss* des Exemplifizierenden. Das Beispiel als »ausschließende Einschließung«³⁰ wird dann »einzig und allein durch seine Isolierung exemplarisch«.³¹ In dieser Neigung zum Paradox, die in die »Ausnahme-Logik des Beispiels«³² mündet, entdeckt Agamben – der sich aus der Perspektive der politischen Philosophie, insbesondere der Souveränitätstheorie für die Dialektik von Regel und Ausnahme interessiert – den zentralen Mechanismus jedes Beispielgebens. Das Beispielgeben gerät damit in (umgekehrte) Analogie zur Ausnahme, die ihrerseits durch (Fremd-)Ausschluss zum (paradoxen) Einschluss Anlass gibt. Ausnahme und Beispiel werden dann lesbar als »die beiden Modi, mittels deren eine Menge ihre eigene Kohärenz herzustellen und zu erhalten sucht«.³³ Es geht hier offenbar um das Paradox der Ausnahme, welche die Richtigkeit der Regel beweist. Was das austauschbare Beispiel, was Exemplarität für die Erzeugung von Partikularität (Besonderheit) und Singularität (Einzigartigkeit) bedeutet, ist in analoger Weise der singuläre Ausschluss für die Legitimation der ubiquitären Regel. Agamben folgert in *Homo sacer*:

»[D]as Beispiel [funktioniert] als *ausschließende Einschließung*. Man nehme den Fall des grammatikalischen Exempels [...]: Das Paradox besteht hier darin, daß eine einzelne Aussage, die sich in nichts von den anderen Fällen ihrer Art unterscheidet, von diesen gerade insofern isoliert wird, als es zu ihnen gehört. Wenn man als Beispiel eines performativen Sprechakts das Syntagma ›Ich liebe dich‹ ausspricht, kann es einerseits nicht wie in einem normalen Kontext verstanden werden, andererseits aber muß es wie eine reale Aussage behandelt werden, um als Beispiel fungieren zu können. Was das Exempel zeigt, ist seine Zugehörigkeit zu einer Klasse, aber genau

29 Agamben, *Die kommende Gemeinschaft*, S. 15.

30 Agamben, *Homo sacer*, S. 31.

31 Willer, »Was ist ein Beispiel?«, S. 53.

32 Vgl. ebd.

33 Agamben, *Homo sacer*, S. 31f.

darum fällt es im selben Moment, da es diese zur Schau stellt, als exemplarischer Fall aus ihr heraus (im Fall eines linguistischen Syntagmas *zeigt* es das eigene Bedeuten und hebt auf diese Weise die Bedeutung auf).«³⁴

Auch bei Agamben ist das gegebene grammatikalische Beispiel so zufällig nicht. Denn das Exemplarisch-Werden ist für ihn *au fond* ein rein sprachliches Ereignis, das sich im »leeren Raum« der Sprache abspielt. »Exemplarisch ist, was durch keine andere Eigenschaft bestimmt wird als durch diejenige, benannt zu sein.«³⁵ Das haben nicht alle Philosophen so gesehen, obgleich über die Grenzen von analytischer und strukturalistischer Philosophie hinaus in einem Punkt bemerkenswerte Einigkeit besteht: nämlich darin, dass sich das Beispiel durch das schiere Beispielgeben auf signifikante und nicht immer beherrschbare Weise *verändert*. Interessanterweise kommt diese latente Umwidmung des Partikularen zu einem Singulären im Akt des Beispielgebens *allein* durch die *Ausstellung der Teilhaberschaft* in Gang. *Auf der Ausstellung beruht all ihre Autorität*. Die auf sie folgende unmerkliche Transformation betrifft die Aufmerksamkeit, die sich fortan auf den einseitigen Gebrauch des Beispiels als Beispiel für etwas (anderes) richtet.

Exemplarisch zu werden bedeutet, theoretisch *jeden beliebigen* Fall einer Klasse, zu der man gehört (und aus der man stammt), vertreten zu können. »Einerseits behandelt man jedes Beispiel wie einen realen Einzelfall, andererseits geht man davon aus, dass es als Besonderes seine Gültigkeit verliert.«³⁶ Denn eine Singularität, die den Platz jeder anderen Singularität einnehmen kann und soll, muss vom praktischen Standpunkt ihre eigene Einzigartigkeit im Gegenzug verleugnen, verlieren oder temporär aufgeben.

»Das Beispiel ist aus dem Normalfall nicht deshalb ausgeschlossen, weil es nicht dazugehörte, sondern weil es seine Zugehörigkeit zur Schau stellt. Es ist tatsächlich *parádeigma* im etymologischen Wortsinn, das, was ›sich daneben zeigt‹; eine Klasse kann alles beinhalten, nur nicht das eigene Paradigma.«³⁷

Aus diesem Grund kann ein einmal gegebenes Beispiel mit dem Kontext brechen, aus dem es stammt, d.h. es bricht gleichsam mit der eigenen Partikularität und transformiert bzw. kontaminiert den (neuen) Kontext im Sinne seiner (durch das Exponiertsein geschaffenen) einzigartigen Einzelheit (sprich Singularität). Das austauschbare Exemplum gerät so unversehens zum (temporär) einzigartigen

34 Ebd., S. 32; 31f. [in dieser Reihenfolge].

35 Agamben, *Die kommende Gemeinschaft*, S. 15.

36 Ebd.

37 Agamben, *Homo sacer*, S. 32.

Paradigma. Wobei die neuerliche Einbettung in einen anderen Kontext sogleich andere, neue Beispiele erzeugt.

DAS BEISPIEL IM KONTEXT DER PHILOSOPHISCHEN ARGUMENTATION

Neben dem Kontextbruch (*discontinuity*) lassen sich noch eine Reihe anderer Charakteristika nennen, die für das Auftauchen von Beispielen in philosophischen Texten typisch sind. Ich zähle sie hier – in Anlehnung an die Terminologie von John D. Lyons – lediglich auf: Wiederholbarkeit und Vielfältigkeit (*iterativity and multiplicity*), Äußerlichkeit (*exteriority*), Selten- und Erlesenheit (*rarity*), Künstlichkeit (*artificiality*), Offenheit oder Unentscheidbarkeit (*undecidability*), zuletzt das potenzielle Entgleiten von Beispielen, deren Gebrauch sich durch Übermaß und Übertreibung (*excess*) auszeichnet.

»As the dependent statements grow into complex narratives, however, the number of other concepts that can be illustrated by the narrative begin to threaten the control of the generality [...], both writer and reader may be carried away by the richness of the concrete instance to the neglect of the concept to be illustrated.«³⁸

Aus all dem Gesagten ergibt sich ein methodologisches Moment, auf das Agamben mit Rekurs auf Aristoteles hingewiesen hat: Beispiele funktionieren weder induktiv noch deduktiv, sondern sie bilden eine unorthodoxe und verschwiegene dritte Form der philosophischen Beweisführung.

»To understand how a paradigm works, we first have to neutralize traditional philosophical oppositions such as universal and particular, general and individual, and even also form and content. The paradigm analogy is dipolar and not dichotomic, it is tensional and not oppositional. It produces a field of polar tensions, which tend to form a zone of indecidability which neutralizes every rigid opposition.«³⁹

Das Beispiel steckt scheinbar in einem ähnlichen Dilemma wie die ästhetische Urteilskraft, wenn sie, gemäß Kants Einführung in seine *Kritik der Urteilskraft*, vor derselben »Verlegenheit wegen eines [es konstituierenden, Anm. M.S.] Prinzips«⁴⁰

38 Lyons, *Exemplum*, S. 34.

39 Giorgio Agamben, »What is a paradigm? A lecture« (August 2002). Vgl. <http://www.egs.edu/faculty/agamben/agamben-what-is-a-paradigm-2002.html>, S. 5.

40 Kant, *KU*, S. 3.

steht. Auch ein Beispiel kann weder die Gründe für sein Funktionieren als Beispiel angeben noch seine Anwendbarkeit auf zukünftige Fälle garantieren. Beispiele funktionieren nach demselben paradoxen Muster wie die ästhetische Urteilskraft, die sich auf ein nicht präjudizierbares Gefühl der Lust oder Unlust einlassen muss. Beide können nichts präjudizieren; die konkrete Verallgemeinerbarkeit entfällt. Mit Kant lässt sich das Dilemma wie folgt reformulieren: Jedes Beispiel hat »selbst einen Begriff an[zugeben, durch den eigentlich kein Ding erkannt wird«, weil er nur ihm (dem konkreten Beispiel) selbst »zur Regel dient«. Zurückgewendet auf Aristoteles' Rede von einem Teil, der sich auf einen Teil bezieht, macht Agamben mit Kant deutlich, dass jeder Versuch, diese Regel zu objektivieren, nicht nur im Fall der ästhetischen Urteilskraft, sondern auch im Fall des Beispiels scheitert, weil es hierzu »eine[r] andre[n] Urteilskraft«⁴¹ bzw. eines anderen, neuen, weiteren Beispiels bedürfte.

Unter diesem Gesichtspunkt wird auch klar, warum sich Beispiele so schlecht kritisieren lassen und dennoch ständig in der Kritik stehen, ähnlich wie das ästhetische Urteil, das immer nach Verallgemeinerbarkeit strebt und sie de facto nie erreicht. Auch Beispiele können nur auf der Ebene anderer Beispiele, etwa durch Gegenbeispiele ersetzt, aber nicht als solche revidiert werden. Und tatsächlich werden sie, vor allem im mündlichen Diskurs der Philosophie, ständig ersetzt durch neue, andere, passendere Beispiele. In philosophischen Texten hat hingegen – durch den Philosophen – bereits eine ausgedehnte Prüfung stattgefunden. Die meisten Beispiele werden verworfen und finden nie Eingang in einen Text.

Aus dem Gesagten lässt sich ahnen, warum die Identifizierung von Beispielen in philosophischen und ästhetischen Texten leicht fällt, während die Frage nach ihrem Charakter, ihrer Funktionsweise und Bedeutung für die Argumentation komplizierter zu sein verspricht. Die logische und semantische Komplexion von Beispielen in philosophischen Texten könnte, so die Vermutung, daher rühren, dass Beispiele zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen vermitteln, ohne streng genommen *noch* das eine (Einzelne) oder *schon* das andere (Allgemeine) zu sein. Die Bewegtheit und die Bewegungskraft von Beispielen lässt sich (naturgemäß) schwer lokalisieren. Beispiele sind ausgezeichnete textuelle Referenzgegenstände oder Partikularitäten, die eine »Öffnung auf etwas Allgemeines«⁴² zu leisten haben, umgekehrt aber auch das Allgemeine für das Einzelne erschließen sollen. Die Frage ist, ob, und wenn ja, wie und warum sie das überhaupt schaffen. Irritierend ist auch, dass prinzipiell *jedes Einzelne* – oder etwa wie bei Hegel bloß das

41 Ebd., Vorrede, S. VII.

42 Matthias Kroß, »Philosophieren in Beispielen. Wittgensteins Umdenken des Allgemeinen«, in: Hans Julius Schneider/Matthias Kroß (Hg.), *Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein*, Berlin 1999, S. 169.

Reflektierte und in sich Versöhnte, oder wie in der Ästhetik bloß das *Geschaffene* oder zum Kunstwerk *Transformierte* – an diesem Allgemeinen teilhat.

Auf den ersten Blick scheint dieses Durchgreifen eines Einzelfalls auf ein Allgemeines das Beispiel »als bloßes Vehikel dieses Allgemeinen«⁴³ zu depotenzieren. Im selben Maße, in dem das Beispiel illustrative, deiktische und demonstrative Aufgaben übernimmt, verliert oder vernachlässigt es seinen Charakter, ein *pars pro toto* aus einer Menge gleichartiger Fälle zu sein. Im Moment seiner argumentativen Ausstellung als Beispiel, ist es also paradoxerweise selbst »gerade kein Einzelfall, keine Singularität, keine Ausnahme von der Regel«⁴⁴ mehr; all diese Eigenschaften sind im Moment der Beispielwerdung zu vernachlässigen. Wirklich alle? Nein, so einfach ist es nicht, denn ebenso gilt:

»Die Fähigkeit des Beispiels wiederum, das Allgemeine, das in ihm zur Sprache kommen soll, als etwas bloß Partikulares, an den Einzelfall unlösbar Gebundenes erscheinen zu lassen, scheint jenen Allgemeinheitsanspruch schlichtweg zu dementieren. Das Beispiel ist potentiell immer das Gegenbeispiel zu dem, was es exemplarisch zu machen versucht: Es muß ein Eigenes bewahren, das Allgemeine, zu dessen Ergänzung es herangezogen wird, dementieren und einen Eigensinn entfalten. Wäre es eine bloße Illustration, hätte es allenfalls eine mæutische, eine pädagogische Funktion. Doch es ist mehr.«⁴⁵

Der Schlüssel zum Verständnis von Beispielen ist also nicht einfach die Form der Veranschaulichung, wie sie auch anderen rhetorischen Figuren, allen voran der Metapher, eigen ist. Anders als die Metonymie, Allegorie oder Metapher *verkörpert* das Beispiel auf eigentümliche Weise das, wofür es steht. Es *verallgemeinert* einen konkreten Einzelfall genau in dem Maße, in dem er ihn *für exemplarisch* erklärt; aber dieser Transfer funktioniert eben nur, wenn es sich ein *Minimum* an Eigensinn und Eigenständigkeit bewahrt. Weil es aber notwendig selbst ein kontingentes, d.h. nicht-notwendiges Partikulares ist, wird es dem Geltungsanspruch des Allgemeinen, welches es zu inkorporieren versucht, immer auch diametral zuwiderlaufen. »Das in Beispielen Verhandelte«, schließt Matthias Kroß, »zählt seitdem zum philosophischen Grenzland«, denn es lassen sich »aus den Wahrscheinlichkeiten des Exemplarischen« eben »keine unwiderlegbaren Beweismittel«⁴⁶ für die Argumentation ableiten, wie schon Aristoteles in seiner *Rhetorik* betont.

43 Ebd., S. 168.

44 Ebd.

45 Ebd., S. 170.

46 Ebd. S. 171.

Jacques Derrida spitzt in seinem für die Politik des Beispielgebens einschlägigen Eröffnungskapitel aus *La Vérité en Peinture* die prekäre wissenschaftliche Beweiskraft des – theoretisch – bloß parergonalen Beispiels wie folgt zu:

»Der geläufige wissenschaftliche oder logische Diskurs arbeitet mit bestimmten Urteilen, die Beispiele folgen um zu bestimmen oder, in pädagogischer Absicht, um zu illustrieren. In der Kunst und im Leben, überall, wo man, nach Kant, mit reflektierenden Urteilen arbeiten und (in Analogie zur Kunst [...]) eine Endlichkeit voraussetzen muß, deren Begriff wir nicht besitzen, geht das Beispiel voran.« (Derrida, *WM*, S. 71)

Derrida bindet diesen Endlichkeits- und Offenheitsbefund an die Theoriebildung zurück: »Daraus geht eine einzigartige Geschichtlichkeit und (einschließlich fingierter Zeit) eine gewisse (geregelte, relative) Fingierung (*ficture*) des Theoretischen hervor«.⁴⁷

Kants Zurückhaltung, ja offene Aversion gegen Beispiele, die in philosophischen Texten nicht so funktionieren, wie sie funktionieren sollen (nämlich primär illustrativ und nicht eigensinnig persuasiv), verdankt sich auch seinem Gespür für etwas, das in der Perspektive Agambens beinahe in Vergessenheit geraten wäre: Ein Beispiel unterhält, selbst wenn es die Form eines Textes in einem Text einnimmt, immer einen *eminenten Wirklichkeitsbezug*, d.h. es existiert – zumindest in der Theorie! – nicht aufgrund einer Theorie, sondern hat seine eigene Existenz und Existenzberechtigung. Das Beispiel verweist auf ein Ding, einen Sachverhalt, ein Ereignis, eine Konstellation, eine Beobachtung, die also gleichzeitig unabhängig von der Theorie existiert, aber einen Zug, ein Merkmal, eine ihrer Charakteristika beleuchtet, erhellt, illustriert, fortspinnt. Der Sinn eines Beispiels liegt also nach Lyons' Worten darin, »to reach a common ground of belief in a domain that writers and readers will recognize as reality«. Dabei ist die Wahl der Beispiele nicht nur kulturell und epochal variabel. Beispiele handeln auch implizit die Regeln dafür aus, was als glaubwürdig angesehen wird – gerade bei konfligierenden Ansichten (»contradictory visions of reality«)⁴⁸ darüber, wie diese Wirklichkeit tatsächlich verfasst ist.

»The difficulty of reaching such common ground in the early modern period is what gives the rhetoric of example in that period a particular fascination. This is a period stricken by a *crisis of belief* so severe that it led to wars, massacres, and executions, yet writers differing in both general principles and the specific ground in reality by which they attempt to clarify and to vali-

47 Derrida, *WM*, S. 71f.

48 Lyons, *Exemplum*, S. x.

date those principles nonetheless continue to make use of a basic rhetorical figure, example. This common rhetorical practice leads to [...] lively and often paradoxical texts, revealing the push and the pull of various currents of thought. [...] The Protestant call for a return to the reality of Scriptures and an escape from the delusions of scholasticism and dogma is, in its way, a return to *direct experience of belief* in a verifiable and commonly available evidence [...].⁴⁹

Glaubwürdigkeit – *crisis of belief* bzw. *changing horizon of belief*⁵⁰ – ist hier das entscheidende Stichwort beim Versuch, *Evidenz (direct experience of belief)* zu erzeugen. Mit der Wahl eines Beispiels offenbart ein Autor nämlich zunächst einmal seinen eigenen Realitätskontakt. Er lenkt die imaginative Aufmerksamkeit seiner Leser- oder ZuhörerInnen auf etwas Konkretes, ein reales Etwas, ein in Zeit und Raum existierendes Phänomen, das der allgemeinen Aussage (oder auch Theorie) scheinbar zu sekundieren hat. »Das Beispiel ist weder besonders noch allgemein, sondern sozusagen ein singulärer Gegenstand, der sich als solcher zu erkennen gibt, der seine Singularität *zeigt*.«⁵¹

SPLITTER SINNLICHER GEWISSHEIT? EINE FUSSNOTE ZU HEGEL

Ein Beispiel im Sinne des gerade zitierten Lyons wäre so eine erste provisorische deiktische Entäußerungsform, welche dem sinnlich Unmittelbaren aus seiner Erkenntnisarmut hinauszuhelfen versucht. Sinnliche Gewissheit ist in der sensualistischen Philosophiegeschichte eng mit einer epistemischen Aufwertung von Singularität ob ihrer Unwiederholbarkeit und Unmittelbarkeit verbunden. Ein Beispiel wäre so verstanden ein *Splitter* sinnlicher Gewissheit im philosophischen Text. Hier scheint die Gelegenheit gekommen, eine Fußnote zu Hegels *sprachlogischer* Beweisführung anzustrengen *gegen* die Wahrheitsfähigkeit einer unmittelbaren *sinnlichen Gewißheit* und mithin *gegen* das Beispiel im Sinne von Lyons.

Hegels berühmte Kritik des sensualistischen Versuchs, etwas Unmittelbares zum Gegenstand einer unhinterfragbaren Gewissheit zu machen, läuft auf die Unmöglichkeit hinaus, das *Singuläre als Singuläres* unbeschädigt durch Repräsentation zu verdoppeln und zu einer mit anderen teilbaren Erfahrung zu machen. (Wenn das wahr ist, kann es auch kein Beispiel im Sinne von Aristoteles geben.) Vielmehr gerät für Hegel das Singuläre, also die Unterstellung von etwas Qualita-

49 Ebd., S. xf. [Herv. M.S.]

50 Ebd., S. ix.

51 Agamben, *Die kommende Gemeinschaft*, S. 15.

tivem und Unmittelbarem, zum Allerallgemeinsten, sobald es ausgesprochen und gegenüber sich selbst oder anderen mitgeteilt wird. Der Anspruch der sogenannten *sinnlichen Gewißheit*, mit Singularitäten, wie es »wirkliche, absolut einzelne, ganz persönliche, individuelle Dinge« zu sein versprechen, überhaupt in Kontakt treten zu können, ist für Hegel illusionär, »weil das sinnliche Diese, das gemeint wird, der Sprache, die dem Bewusstsein dem an sich Allgemeinen angehört, *unerreichbar* ist. Unter dem wirklichen Versuche, es zu sagen, würde es daher vermodern; die seine Beschreibung angefangen, könnten sie nicht vollenden, sondern müßten sie anderen überlassen, welche von einem Dinge zu sprechen, das nicht ist, zuletzt selbst eingestehen würden.«⁵²

Hegels Polemik richtet sich zunächst – wie es scheint – nicht gegen das empirische Faktum, dass uns Erlebnisse des Hier und Jetzt als *unmittelbar gewiss und unstrittig existent erscheinen*, sondern allein dagegen, dass der »konkrete Inhalt der *sinnlichen Gewißheit*« überdies mit dem Anspruch auftritt, »*reichste Erkenntnis*, ja als eine Erkenntnis von unendlichem Reichtum«⁵³ zu sein. Solange Eindrücke nicht mittels eines wie auch immer gearteten Ausdrucks *vermittelt und verstetigt* werden, existieren sie für Hegel nicht als erfahrbare Größen. Solange das sich Ereignende nicht entäußert und veräußert wird – sei es in Gestalt einer bildlichen Vorstellung oder eines sprachlichen Ausdrucks oder eben eines Beispiels – könne es vom symbolischen Tier Mensch gar nicht erfasst werden.

Es gibt für Hegel durchaus den »Reichtum des sinnlichen Wissens«, allerdings gehört dieser nicht der unmittelbaren Gewissheit, »an der er nur das Beiher spielende war«,⁵⁴ sondern allein der *Wahrnehmung* an. Deren Vorzug bestehe darin, Mannigfaltiges als Nicht-Identisches auf überaus allgemeine Weise *nebeneinanderstellen* zu können. Hegel entwirft Wahrnehmung als »Medium, worin diese Bestimmtheiten alle sind« als »das reine sich auf sich Beziehen«.⁵⁵ Wahrnehmung zeuge vom »*einfache[n] Zusammen* von vielen, aber die vielen sind in *ihrer Bestimmtheit* selbst *einfach Allgemeine*«. ⁵⁶ Für dieses Bestimmte, einfach Allgemeine gibt Hegel nun folgendes Beispiel: »Dies Salz ist einfaches Hier, und zugleich vielfach; es ist weiß, und auch scharf, kubisch gestaltet, auch von bestimmter Schwere, und so weiter. Alle diese vielen Eigenschaften sind in Einem einfachen Hier, worin sie sich also durchdringen«, ⁵⁷ allerdings, wie Hegel an früherer Stelle nicht zu erwähnen vergisst, »ohne sich aber zu berühren«, ⁵⁸ d.h. ohne einander zu bewerten oder um Aufmerksamkeit zu konkurrieren.

52 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Phänomenologie des Geistes* (1807), Hamburg 1988, S. 77f.

53 Ebd., 69.

54 Ebd., S. 80.

55 Ebd., S. 80f.

56 Ebd.

57 Ebd., S. 81.

58 Ebd., S. 80.

Hegels Beschreibung der Vorzüge der Wahrnehmung als einheitsstiftendes, dabei interesseloses *Medium*, das *leidenschaftslos* eine erste Erfahrung von Heterogenität (als allgemeinstes Charakteristikum der Dingwelt) erlaubt, lässt umgekehrt Rückschlüsse auf das Manko der sinnlichen Gewissheit zu. Genau besehen stört hier nicht die fehlende sprachliche Vermittlung allein, sondern *die Singularität des sinnlichen Ereignisses*, seine Unwiederholbarkeit selbst. Warum ist das so störend? Weil die Unwiederholbarkeit offenbar den *sinnlichen Eindruck rückwirkend epistemisch verabsolutiert*, ihn übermäßig *singularisiert*, frei nach dem sensualistischen Modell von Étienne Bonnot de Condillacs *Traité des Sensations*.⁵⁹ Hinter der Unmittelbarkeit lauert für Hegel nicht bloß das nicht wiederholbare und daher – in seiner Sicht – unvermittelbare Singuläre des sinnlichen Eindrucks (in Hegels Diktion ob mangelnder Wahrheitsfähigkeit *das bloß Partikuläre*), sondern gleichzeitig auch ein erst durch die Intensität des sinnlichen Eindrucks selbst singularisiertes, dekontextualisiertes, verabsolutiertes Moment.

Dem sensualistischen ›Narzissmus‹ des Hier und Jetzt, der Singularisierung und epistemischen Aufwertung des sinnlichen Eindrucks fügt Hegel gezielte Kränkungen zu, wenn er darauf besteht, dass die Selbstmitteilung der Fremdmittteilung, die eigene der fremden Zeugenschaft *in nichts* überlegen sei. Im Gegenteil: Im Universum Hegels findet Vermittlung *immer schon statt* und lässt jedes unvermittelt Unmittelbare zu einer heuristischen Fiktion geraten, auf die nichts Valables gegründet werden kann. Was bleibt nach diesem niederschmetternden Befund von der Verheißung eines *Splitters* sinnlicher Gewissheit und mithin für die Möglichkeit eines Beispiels, just solche Splitter in den philosophischen Text hineinzuschmuggeln?

Genau an dieser Stelle kommt die Rede bei Hegel auf ein Beispiel, das im Sinne der späten Unterscheidung Kants gerade keine austauschbare, *bloß theoretische Darstellung eines Begriffs* (wie der sinnlichen Gewissheit) bildet, sondern vielmehr den *besonderen Fall* der sinnlichen Gewissheit selbst, mithin ein *Exemp(e)l(ar)* derselben ist:

59 Condillacs Schrift nimmt ihren Ausgang von einer unbeweglichen Statue, deren Sinne pygmalionhaft, *peu à peu* durch die schreibende Hand des Philosophen belebt werden. Zunächst empfindet sie sich als identisch mit dem Gefühlten, später begreift sie das Gefühlte als verursacht von etwas, das ihr äußerlich sein könnte. Groß ist ihr Erstaunen, nicht alles zu sein, was sie berührt, schreibt Condillac. Und dann lässt er sie sagen: »Ich bin es; ich bin es wieder!«. Ihre eigenen Empfindungen erfährt sie weder passiv noch aktiv, sondern eher paktiv; als eine Paktsituation, eine Konjunktion auf Zeit. Es sei schwer und schmerzhaft, so Condillac, den Grund unserer Empfindungen nach ›außen‹ zu verlegen, denn sie finden ja als Empfindungen wirklich in unserem Körper statt. – Vgl. Étienne Bonnot de Condillac, *Traité des Sensations* (1754); dt. *Abhandlung über die Empfindungen*, Hamburg 1983.

»An dem *reinen Sein* aber, welches das Wesen dieser Gewißheit ausmacht, und welches sie als ihre Wahrheit aussagt, spielt, wenn wir zusehen, noch vieles andere beiher. Eine wirkliche sinnliche Gewißheit ist nicht nur diese reine Unmittelbarkeit, sondern ein *Beispiel* derselben. [...] Reflektieren wir über diesen Unterschied [zwischen Objekt/Inhalt der sinnlichen Gewißheit und Subjekt/Träger-Ich derselben, Anm. M.S.], so ergibt sich, daß weder das Eine noch das Andere nur *unmittelbar*, in der sinnlichen Gewißheit ist, sondern zugleich als *vermittelt*; Ich habe die Gewißheit *durch* ein anderes, nämlich die Sache; und diese ist eben so in der Gewißheit *durch* ein anderes, nämlich die Sache; und diese ist ebenso in der Gewißheit *durch* ein anderes, nämlich durch Ich. Diesen Unterschied des Wesens und des Beispiels, der Unmittelbarkeit und der Vermittlung, machen nicht nur wir, sondern wir finden ihn an der sinnlichen Gewißheit selbst; und in der Form, wie er an ihr ist, nicht wie wir ihn so eben bestimmten, ist er aufzunehmen.«⁶⁰

Das ist ein weitreichendes Versprechen: Hegel wendet umstandslos das später von Goodman beschriebene Moment der Reziprozität *als wechselseitige Identifizierung* an: Nicht nur sei die »wirkliche sinnliche Gewißheit« wesentlich »diese reine Unmittelbarkeit [Herv. M.S.]«, sondern sie sei zugleich – wie Hegel selbst nicht zu kursivieren vergisst – »ein *Beispiel* derselben«, oder kantisch gesprochen, ein vollgültiges *Exempel* oder auch *Exemplar* eben dieser. Indem Hegel sinnliche Gewissheit und Unmittelbarkeit jedoch zu reziproken Größen identischen Umfangs erklärt (d. h. sinnliche Gewissheit durch Unmittelbarkeit und Unmittelbarkeit durch sinnliche Gewissheit substituiert), wird eine Eigenschaft sinnlicher Gewissheit extrapoliert und zu deren Haupteigenschaft hypostasiert. Sinnliche Gewissheit erscheint als personifizierte Unmittelbarkeit, diese als Verkörperung jener. Warum ist dieser Schachzug so folgenreich? Wir haben bereits gesehen, dass für Hegel Unmittelbarkeit alle schon erwähnten Probleme der Nicht-Symbolisierbarkeit aufwirft. Die reziproke Identifizierung des einen mit dem anderen erlaubt es Hegel im Gegenzug, alle Probleme der Unmittelbarkeit umstandslos auf die sinnliche Gewissheit auszudehnen. Mit demselben Recht jedoch ließe sich ein *anderes* Merkmal sinnlicher Gewissheit finden, etwa ihre *Intensität*, um sie als legitimes Beispiel derselben anführen; zumal der Intensität im Zeichen basaler Differenzwahrnehmung die für Hegel so fragwürdige, spätere *Singularisierung* und epistemische Aufwertung der sinnlichen Eindrücke anzulasten ist.

Dass Hegel sich jedoch gegen das Paar Intensität/Singularisierung, dafür aber für Unmittelbarkeit/sprachliche Nicht-Repräsentierbarkeit als *allein gültiges Exempel* für sinnliche Gewissheit entscheidet, hat Folgen für die weitere Argumentation: Die zum *Wesen* der sinnlichen Gewissheit stilisierte Unmittelbarkeit und ihr

60 Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 70.

philosophischer *Avatar* (*wirkliche sinnliche Gewißheit*) fallen bei Hegel im Moment des wechselseitigen *embodiment* auf charakteristische Weise auseinander: Während das *Wesen* (der sinnlichen Gewissheit als theoretischem Begriff) auf Unmittelbarkeit gründe, verliere sie das sie verkörpernde Exempel genau im Moment der *Vermittlung*, die auf die wechselseitige Identifizierung folgt, so zumindest Hegels Volte. Dass Verkörperungen nicht der Vorwurf äußerlicher oder unwesentlicher Vermittlungstätigkeit gemacht werden kann, ja dass wechselseitige Verkörperungen *überhaupt nichts* vermitteln, stellt Hegel nicht in Rechnung. So wenig wie Hegel zwischen einem Beispiel als *bloß theoretischer Darstellung* (Kant) eines theoretischen Begriffs und einem Exempel der von ihm gezeichneten Praxis unterscheidet, sondern seine Argumentation beständig zwischen beiden Bedeutungspolen zirkulieren lässt, so wenig unterscheidet er zwischen innigem Verkörperungs- und äußerlichem Vermittlungsgeschehen. Vielmehr hat alle Vermittlung *verschwindende Vermittlung* und d.h. *klandestine Verkörperung*, hat wie im schon erwähnten Fall der Wahrnehmung *transparentes, neutrales, anaesthetisches Medium* zu sein. Was heißt das für das gegebene Problem? Als Vermittlung hat das Exempel der Unmittelbarkeit für Hegel *notwendig unwesentlich* zu werden, wenn es *das Wesen* der sinnlichen Gewissheit *als Unmittelbarkeit* zeigen soll!

Diese paradoxe und wider Willen überaus passende Beispielcharakterisierung wird nun sogleich verschoben durch eine zweite Substitution. Die *Hauptverschiedenheit*, die für Hegel zunächst zwischen *Wesen/Sache* und *Vermittlung/Ichbezug/Beispiel* (kantisch: *Exempel*) der sinnlichen Gewissheit verlief, weitet sich nun aus zu einer zwischen *Objekt/Inhalt* der sinnlichen Gewissheit und dem *Subjekt/Träger-Ich/Vermittlung* derselben. Andrzej Warminski beschreibt die neue Problemlage so:

»The distinction between essence and example (*Beispiel*) is from the beginning clearly marked and clearly meant to govern the following reversals: sense-certainty begins by taking its object as the essence and its knowing as the example (*Beispiel*), but then finds that the object is impermanent and inessential, so it asserts that the subject, the ›I‹ is the essential and the object is the example.«⁶¹

Letzteres, das ›Ich‹ ist offenkundig *kein Beispiel* (und auch kein Exempel) für sinnliche Unmittelbarkeit mehr. In dem von Hegel forcierten Auseinanderfallen eines Objekts und eines Subjekts unmittelbarer Gewissheit ist Unmittelbarkeit *als Erfahrung* völlig unmöglich geworden, während sie als Erkenntnisinstrument gerade erst zu funktionieren beginnt. Das ist umso paradoxer, als Hegel ja gerade

61 Andrzej Warminski, »Reading for Example. ›Sense-certainty‹ in Hegel's *Phenomenology of Spirit*«, in: ders., *Readings in Interpretation*, Minneapolis 1987, S. 177.

gegen den *Erkenntniswert* der sinnlichen Gewissheit opponiert, während er genau diesen mit seinen Substitutionsscharaden *miterzeugt*. Nun ließe sich einwenden, genau dies sei ja Hegels erklärtes Argumentationsziel. Denn der Philosoph setze nun seinerseits zur *Korrektur* seiner Beschreibung an, wenn er verkünde, der Akt der Vermittlung (»nicht wie wir ihn so eben bestimmten«)⁶² dürfe keine willentliche Zutat eines Ichs sein, sondern der Unterschied von Unmittelbarkeit und Vermittlung müsse »an der sinnlichen Gewißheit selbst«⁶³ *spürbar* werden. Die gerade erst auch als Erfahrung durchgestrichene sinnliche Gewissheit kommt so durch die Hintertür der Argumentation wieder hinein, während sich das Exempel in ein Beispiel zurückverwandelt. Hegel will gleichsam den die Unmittelbarkeit störenden (da vermittelnden) Ich-*Splitter* loswerden. Allerdings kehrt im Rückgriff auf die Erfahrung sogleich das verräterische Beispielfragment (nun als Substitut des agierenden Ichs) zurück. Hegel versucht – wider besseres Wissen – *am Beispiel* von sinnlicher Gewissheit das Scheitern derselben als Unmittelbarkeitserfahrung und umgekehrt (und wichtiger noch!) qua reziproker Identifizierung beider Größen das *Scheitern von Unmittelbarkeit überhaupt* aufzeigen. Mit anderen Worten, Hegel will das eine wie das andere zu einer *unmöglichen Erfahrung* erklären, zugleich jede *mögliche Erkenntnis* daraus vereiteln.

Hegels selbst gestecktes Ziel scheint zu ehrgeizig, um es zu erreichen. Er kann nur das eine oder das andere, nicht jedoch beides zugleich demonstrieren: Wenn sinnliche Gewissheit – als *Beispiel für* oder *Splitter von Unmittelbarkeit* – Vermittlung bedeutet, ist sie auch *Erkenntnis erzeugend* (etwa dergestalt, dass sie nicht wirklich unmittelbar ist). Wenn sie – als wesenhafte Unmittelbarkeit – zugleich *keine* Vermittlung (von irgendetwas außerhalb ihrer selbst liegenden) sein darf, so bleibt sie doch wesentlich *Intensitätserfahrung*. Darin liegt wohl das Problem von Hegels Dialektik als solcher begründet, dass sie – anders als Deleuzes transzendentaler Empirismus etwa – reine Intensität als qualitätslose, begrifflose Differenzenerfahrung nicht denken kann.

Es spricht also einiges dafür, die Diskussion um den beiheerspielenden Charakter, dabei *nicht unwesentlichen* Status von Beispielen auf das Werk Hegels auszuweiten. Fündig wird man interessanterweise in der *Religionsschrift*. Im theoretisch wenig ausgeloteten Zwischenraum zwischen *Bild und Vorstellung* (wie sich Hegel ausdrückt), angesiedelt zwischen der notwendigen Willkürlichkeit und Beschränktheit der »sinnlichen Erscheinung« eines Bildes einerseits und einer Vorstellung andererseits, als der Vereinfachung zu einer *allgemeinen Idee*, die »im Kreise dieser endlichen Gestalten« aufscheint, bleibt die im Beispiel angestrebte »Form der Allgemeinheit«, ⁶⁴ welche die »unendliche Menge des Einzelnen« gleich-

62 Ebd.

63 Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 70.

64 Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Religion I*, S. 139.

zeitig bewahrt und aufzuheben in der Lage ist, nicht einfach einer automatischen, dialektischen Bewegung überlassen, sondern zugleich Aufgabe einer kreativen *Übertragungsleistung*, die jederzeit scheitern kann.

In seiner *Religionsschrift* untersucht Hegel u.a. die dreigeteilte Form des religiösen Bewusstseins. Die Differenz, die er dabei zwischen Bild und Vorstellung zieht, eröffnet eine Erklärung für die *liminale Stellung* des Beispiels im Zwischenraum beider Begriffe. Bei Hegel heißt es hierzu: »Das *Bild* nimmt seinen Inhalt aus der Sphäre des Sinnlichen und stellt ihn in der unmittelbaren Weise seiner Existenz, in seiner Einzelheit und in der Willkürlichkeit seiner *sinnlichen Erscheinung* dar.«⁶⁵ Demgegenüber ist jedoch die Vorstellung bereits ein *besonderes Bild*, eines, »wie es in die *Form der Allgemeinheit*, des Gedankens erhoben ist, sodass die *eine Grundbestimmung*, welche das Wesen des Gegenstandes ausmacht, festgehalten wird und dem vorstellenden Geiste vorschwebt.«⁶⁶ (Vergessen wir nicht, dass die *eine Grundbestimmung*, die Hegel hier kursivieren lässt, um sie typographisch wie inhaltlich als das Wesentliche des Gegenstandes dingfest zu machen, für Goodman lediglich als arbiträres Produkt einer elliptischen Auswahl erscheint.) Die entscheidende Frage wird für Hegel sein, wie sich das über das Bild, seine Willkürlichkeit und Sinnlichkeit Gesagte, mit dem *Wesentlich-Werden in der Vorstellung* – die ja ebenfalls bildförmig ist – verbindet.

Interessanterweise kommt hier für Hegel das Beispiel als solches helfend ins Spiel, wenn gerade *das Fehlen einer Vorstellung*, die Abwesenheit eines fasslichen Gedankeninhalts, über die Bildlichkeit eines sinnlichen Beispiels (d.h. Exempels im Sinne Kants) substituiert wird: »Wenn wir einen Gedankeninhalt schwer finden, so ist das Schwere darin, daß wir keine Vorstellung davon haben; durch das Beispiel wird es uns deutlich, der Geist ist sich so erst gegenwärtig in diesem Inhalte.«⁶⁷ Warminski kommentiert in diesem Zusammenhang zunächst die Ähnlichkeiten zwischen Vorstellung und Beispiel bei Hegel auf strukturelle Weise, bevor er sich Hegels etymologisches Spiel mit dem Beispielbegriff näher besieht:

»Like *Vorstellung*, *Beispiel* has a peculiar nonstatus, but the nature of this nonstatus is considerably different. Whereas the mediating function of *Vorstellung* is essential to the working of the System – it is hardly necessary to recall the crucial role played by *Vorstellung* in distinguishing the ›places‹ of religion and philosophy [...] – *Beispiel* has no official place to fill or role to play: rather than in-between, *Beispiel* is to the side. But if its existence is marginal in relation to Hegel's System, *Beispiel* is nevertheless ubiquitous in Hegel's text: not only every time that ›Hegel‹ – the text – says ›zum

65 Ebd.

66 Ebd.

67 Ebd., S. 33. Vgl. auch Warminski, *Readings in Interpretation*, S. 95.

Beispiel« but in other, ostensibly more serious, contexts as well. [...] As with *Vorstellung*, the text makes use of prepositions indicating spatial direction to convey the double role of *Beispiel*: although it is an exterior example, it is the example of an interior content (*In-halt*); although by positing an example the spirit would seem to be going outside, it is only in this way that it can be inside (*in diesem Inhalte*). Once again this speculative wordplay on *Beispiel* accounts for itself by the word's *meaning*, for *Beispiel* means both ›model‹ (*Vorbild, Muster*) and ›example‹ or ›illustration‹ (*veranschaulichendes Gleichnis*). In other words, it both precedes and follows; it is both inside and outside, exemplary and derived: *Beispiel* would be ›its own‹ *Beispiel*. Like the para- of parable, the *bei-* of *Beispiel* would mean both ›at, toward, straight to‹ and ›beside, to the side of.‹⁶⁸

Wie schon in der Einleitung erwähnt, leitet sich der deutsche Begriff ›Beispiel‹ von angelsächsisch ›spell‹ (Erzählung), nicht vom ›Spielen‹ ab. Hegel scheint jedoch eine ausgesprochen *konzeptuelle Vorliebe* für den Akt des *Beihernehmens* entwickelt zu haben. Die beiden Kontexte, in denen eine solche Charakterisierung von argumentativem Gewicht sein könnte, sind – nach dem bisher Gesagten wohl nicht zufällig – das Ästhetische (wie es sich in den *Vorlesungen* darstellt) und das Aisthetische (wie es im eben schon analysierten Kapitel über ›Sinnliche Gewißheit der *Phänomenologie* zum Tragen kommt).

Gerade weil Hegel die bewusste, d. h. sich ausdrücklich von ihren konkreten sinnlichen Erscheinungsformen *absetzende* Symbolik eines Kunstprodukts als ein »*Sichnichtentsprechen*«⁶⁹ von Form und Inhalt bewertet, zeichnet sich ein gelungenes Kunstwerk für ihn in einem ersten Schritt just dadurch aus, dass diese im beständigen Vergleich aufscheinende Differenz *unwesentlich*, nebensächlich, eben beiher spielend wird:

»Bei Kunstwerken [...] welche aus *einem* Stoff gebildet und in ihrer Gestaltung ein unentzweites Ganzes sind, kann solches Vergleichen [wie es bei bewusster Symbolik üblich ist, Anm. M.S.] sich *nur etwa nebenher*, wie es z.B. in echten Produkten der klassischen und romantischen Kunst der Fall ist, als Schmuck und Beiwerk geltend machen.«⁷⁰

Gemessen an dem Hegel'schen Kunstideal eines »Zusammenhang[s] von Inhalt und Form, Seele und Leib als *konkrete Beseelung*, als an und für sich in der Seele wie in dem Leibe, in dem Inhalt wie in der Form begründete Vereinigung beider«, muss

68 Warminski, »Pre-positional By-Play«, in: ders., *Readings in Interpretation*, S. 97f.

69 Hegel, *VÄ I (Hotho)*, S. 486.

70 Ebd., S. 488. [Herv. M.S.]

in einem zweiten Schritt selbst die Einspeisung von Stilmitteln etwa in Gedichte (Hegel nennt sie *Zutaten* wie »Bilder, Gleichnisse, Allegorien, Metaphern«), ebenso wie die Verwendung von Beiwerk, Schmuck oder Zierrat an Skulpturen als »bloßes Beiwesen«, ⁷¹ genauestens reguliert werden. Unter Beobachtung steht damit alles, was die Form-Inhalts-Kluft neuerlich aufreißen könnte. Das ist offenbar auch alles, was als absichtsvoll geformt, sprich als *Manierismus* an oder in einem Werk aufgefasst werden könnte. Diese Regulierung des Übergeformten erfolgt interessanterweise gerade durch die scheinbar permissiven Haltungsbegriffe des »nur Danebenstehend[en] und Beiher Spielende[n]«. ⁷² In »echten Kunstwerken« müssen die besonderen Gestaltungsmittel, welche den »eigenen subjektiven Erfindsamkeiten [sic!]« des Dichters sekundieren, »wie schon gesagt ist, als ein bloßes Beiwesen beihergehen«, wobei Hegel nicht vergisst, die »vormaligen [Regel-]Poetiken« ⁷³ dafür zu schelten, sich in Stilkunde erschöpft zu haben. Die Form-Inhalts-Unterscheidung, welche Hegel auf eine Form-Form-, wie auf eine Inhalts-Inhalts-Unterscheidung ausdehnt, darf und muss also im gelungenen Kunstwerk, sofern es als Schönes das berühmte »sinnliche *Scheinen* der Idee« ⁷⁴ zu verkörpern hat, *bestehen bleiben* und als solche doch gleichzeitig *transparent* und *unwesentlich* werden. Ohne diesen Vorgang *en détail* aufzeigen zu können, erfüllt die wiederholte Rede vom Beiher spielen oder Beihergehen in Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik* die vorzügliche Aufgabe, das Nebensächlich-Werden einer elaborierten Form wie eines symbolisch aufgeladenen Inhalts gleichermaßen zu garantieren. Ein Hauch von Schillers *Spieltrieb*, der allein Form- und Stofftrieb durch ihre maximale Stärkung in ein Produkt von Freiheit zu verwandeln vermag, umgibt hier Hegels Lobrede auf das Beiher spielende, in dem das Spielerische jederzeit die Oberhand über das Beispielgebende behält. ⁷⁵

71 Alle ebd., S. 508.

72 Ebd., S. 490.

73 Ebd., S. 508.

74 Ebd., S. 151.

75 »Der sinnliche Trieb will, daß Veränderung sei, daß die Zeit einen Inhalt habe, der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sei. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken (es sei mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn *Spieltrieb* zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin ausgerichtet sein, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Sein, Veränderung mit Identität zu vereinbaren. [...] Der Spieltrieb also, als in welchem beide [Naturgesetze] verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nötigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben und den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzen.« – Friedrich Schiller, *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen*, in: ders., *Schillers sämtliche Werke*, Bd. 10, Stuttgart/Tübingen 1844, 14. Brief, S. 196.

UMSCHRIFT DURCH RELEKTÜRE

Unter dem Gesichtspunkt einer ebenso notwendigen wie spielerischen Neuverketzung nimmt sich Warminski folgerichtig der Umschrift (*re-writing*)⁷⁶ eines gegebenen Beispiels durch ein anderes anhand von Hegels Behandlung einer bekannten Passage aus Aristoteles' *De Anima* an.

Anders als die Vorsokratiker denkt Aristoteles darin die fünf Sinne als belebte Seelenteile. Gleichzeitig fasst er ihre Belebung – als Erweckung aus ihrer Passivität – streng vom Gegenstand ihrer spezifischen Wahrnehmung, d. h. vom *aisthetón*, her auf. Den Moment der Wahrnehmung selbst, d. h. die *aisthesis hetéra*, begreift er als ein Erleiden im Sinne einer qualitativen Veränderung (*alloíosis*).⁷⁷ Das Sinnesorgan erscheint im Moment der Affizierung temporär modifiziert. Es wird – im Idealfall auf völlig schmerzlose Weise – wie das Wahrgenommene selbst.⁷⁸ Dabei erfolgt die Aufnahme des Wahrgenommenen ausdrücklich *nur der Form* nach. Aristoteles beschreibt Wahrnehmung als *Einschreibung eines Eindrucks*, welcher die Geschehnisse *formgetreu* abbildet, ohne sie *materialiter* in sich aufzunehmen zu müssen. Die Seele erscheint wie ein begehbarer Stand oder heißes Siegelwachs, in dem die wahrnehmbare Welt ihre temporären Spuren, Prägungen, ja Materialabdrücke hinterlässt, ohne jedoch dabei eigene Substanz lassen oder sich zu etwas Dritten verbinden zu müssen.

»Man muß aber allgemein von jeder Wahrnehmung [das Folgende, Anm. M.S.] erfassen: Die Wahrnehmung ist das Aufnahmefähige für die wahrnehmbaren Formen ohne die Materie (ύλη), wie das Wachs (κηρός) vom [Finger- oder Siegel-]Ring (δακτυλίον) das Zeichen (Siegel) (σημείον) aufnimmt ohne das Eisen oder das Gold. Es nimmt das goldene oder eiserne Zeichen auf, aber nicht sofern es Gold oder Erz ist. Ebenso erleidet (πάσχει) die Wahrnehmung (αίσθησις) (der Sinn) von jedem Objekt, das Farbe, Geschmack oder Ton hat, aber nicht, sofern es jedes einzelne

76 »Interpretations are fundamentally accidental and inessential, although not in the terms of what would normally be considered the essence or truth of the text. Interpretations have the status of examples. They are in essence of the order of the particular and are caught in the logic of *Vorstellung*. Reading, for Warminski, is therefore necessarily *exemplary reading*. Examples are traditionally understood as representations of particular cases, which render a universal proposition or a universal concept intuitible. Examples are also conceived as particular cases illustrating a practical rule and are supposed to induce imitation. *Exemplary readings*, however, are not exemplary or typical of either a universal or a generic whole or rule. It is thus exemplarity at stake in these readings, for if exemplarity is the enigma that attunes the examples, an *exemplary reading* is nothing less than a literal unravelling of that enigma.« – Rodolphe Gasché im Vorwort zu Warminski, *Readings in Interpretation*, S. xxxvi.

77 Aristoteles, *De Anima/Über die Seele*, griech./dt., Hamburg 1995, Buch II 5, 415b S. 22–25.

78 Vgl. ebd., Buch II 5, 418a 3–6.

von ihnen ist, sondern sofern es von solcher Art und gemäß dem Begriff ist (κατὰ τὸν λόγον).«⁷⁹

Warminski zeigt nun, warum Hegel mit diesem »sinnliche[n] Beispiel«⁸⁰ seine Probleme hat. Mit Goodman könnte man sagen, Hegel misstraut der Fähigkeit der Nachwelt, die *richtige* elliptische Auswahl zu treffen, d.h. das sinnliche Vergleichsdatum an der richtigen Stelle zu beschneiden. Hegels eigene methodologische Pointe wird in der gezielten *Aufhebung des Vergleichs* von Aristoteles' berühmtem Wachsgleichnis bestehen. Diese Aufhebungsbewegung, die für das Hegel'sche Denken so charakteristisch ist, buchstabiert er nun auf wenigstens fünf verschiedene Weisen aus: Die dem Vergleich innewohnende Vorstellung von der Passivität der Seele begegnet Hegel, der erklärtermaßen nicht »roherweise beim Groben des Vergleichs«⁸¹ stehen bleiben möchte, durch ein Aufheben (*sublating*), ein Abhalten (*holding away*), ein Sichverhalten (*relating to*), ein Assimilieren (*assimilating*) und zuletzt ein Verwandeln (*transforming*) des aristotelischen Vergleichsmodells.⁸²

Statt Passivität und Äußerlichkeit propagiert Hegel ein Modell der Aktivität und Innerlichkeit. Dabei formt er das Gleichnis nicht nur um, indem er es durch eine fünffache Aufhebungsbewegung vehement in Bewegung versetzt, sondern mutet analog hierzu (vom Performativen auf das zu Konstatierende rückschließend) auch der Seele selbst die aktive Umformung ihrer scheinbaren Passivität zu: Wäre die Seele wie *flüssiges* Wachs, so die Argumentation, würde kein Eindruck je in bzw. an ihr haften bleiben. Wäre sie wie *erkaltetes* Wachs, würde sie nie von einem Eindruck mehr loskommen. Sie sei aber notwendig lebendiges Gedächtnis und daher transformiere sie das Konkrete, Flüchtige, was sich ihr als perzipierbar anbietet, in eine *neue Formierung*, sprich in Wahrnehmung als selbstbewussten Akt und damit zugleich in Anerkennung der eigenständigen Existenz des Wahrnehmbaren. Daher sei die Seele auch keine formbare tote Materie, sondern die Materialisierung *lebendiger* Formwerdung selbst: »Die Seele ist die Form, die Form ist das Allgemeine; und das Aufnehmen desselben ist nicht wie das des Wachses.«⁸³ Mit sanfter Ironie kommentiert Warminski die virtuose Gleichniskritik, die Rücküberführung von Aristoteles' Gleichnis in ein hinkendes, da allzu *äußerliches* sinnliches *Beispiel*, das laut Hegel der erweiterten Umschrift und Korrektur bedarf, um die *Essenz* der Seele nicht zu verfehlen:

79 Ebd., Buch II 12, 424a, S. 17–24.

80 Hegel, *Geschichte der Philosophie II*, in: ders., *Werke*, Bd. XIX, Frankfurt/M. 1982, S. 208.

81 Ebd., S. 208.

82 Vgl. Warminski, *Readings in Interpretation*, S. 105f.

83 Hegel, *Geschichte der Philosophie II*, S. 209.

»Hegel's repeated ›only‹ stresses the distinction to be made, the overlooked difference (*Unterschied*) between the image (*Bild*) and the behavior of the soul. In short, Hegel's ability to tell the difference between the two ›sides‹ of the example – the side meant to be compared and the side meant not to be compared, the side of similarity and the side of difference – is what it makes it possible for him to read it: he can tell the difference between the material and the form because he can tell the difference between the sensuous and the spiritual sides of the example. In order to read the example Hegel uses the difference that the example is meant to read: it is as though he were able to read a difference between matter and form, sensuous and spiritual – the difference between the interpreters who see only the similarity and overlook the difference and Hegel who sees both – inscribed in the *Beispiel* of that difference. [...]«⁸⁴

Warminski stößt hier auf ein von Hegel selbst nicht intendiertes *re-entry* von Aristoteles' Form-Inhalts-Unterscheidung. Genau jene Unterscheidung also, die für Hegel am Beispiel der Seele kollabiert, wird um so effektiver in Szene gesetzt, wenn sie helfen soll, nicht nur die Äußerlichkeit des Wachsbeispiels, sondern die Austauschbarkeit *jedes* Beispiels, die Promiskuität und Formlosigkeit sinnlicher Beispiele überhaupt zu denunzieren. Unfähig zu Verinnerlichung, unfähig zu echter Verlebendigung, gerät der sinnliche Rekurs bei Hegel zum *Antimodell* von philosophischer Explikation. Das, was Aristoteles an der Seele so lobte, sich ihren Gegenständen nur der Form, aber nicht der Materie nach anzuverwandeln und anzuzähneln, d. h. etwas *anderes* zu sein als das, was sie temporär vorstellt, genau diese *liminal* zu nennende Differenz in der Seele selbst, gerät in Hegels Beweisführung zum *corpus delicti*, während sie gegenüber dem inkriminierten Vergleich neuerlich als legitimes Instrument von Kritik ins Recht gesetzt wird. Eine paradoxe Reaktion – oder nur der strukturalistisch zu nennende Normalfall einer Sinnstiftung, die ihre eigenen performativen Grundlagen in dem Maße zu kennen glaubt, wie sie sich selbst gestattet, eben diese Grundlagen konstativ zu unterlaufen? Warminski kommt zu folgendem Schluss:

»But Hegel's rereading of the *Beispiel* does not stop with a reading of the difference inscribed in the example: if he has a claim to rereading the text, it is because he *rewrites* it.«⁸⁵

Hegels inhaltliche Korrektur des von Aristoteles gegebenen Gleichnisses, seine Umschrift desselben in ein ob seiner Sinnlichkeit selbst notwendig *scheiterndes*

84 Warminski, *Readings in Interpretation*, S. 104f.

85 Ebd., S. 105.

Beispiel, ersetzt also einen bloß *exemplarischen Illustrationsversuch* durch einen neuen bloß *paradigmatischen Explikationsversuch* (der Nichtillustrierbarkeit des Begriffs der Seele). Warminski ist feinsinnig genug, Hegels Relektüre von Aristoteles' »Vergleichung, die so oft Mißverständnis veranlaßt hat, so schief aufgefaßt worden ist«⁸⁶ in deren eigene inventive Grenzen zu verweisen, wenn er daran erinnert, dass es sich bei Aristoteles' Wachsgleichnis um ein *mimetisches* Modell handelt, das Hegel ungerührt in ein *digestives* Modell verwandelt. Hegels Umschrift löst daher nicht ein für alle Mal die Schwierigkeiten, die sich aus Aristoteles Gleichniswahl ergeben, sondern sie wirft eigene, neue Fragen auf: »If the soul ›assimilates‹ and ›transforms‹ the form of the exterior body into its own, the question of feeding [...] would apparently not be as insignificant as Hegel would have it.« Oder, anders gefragt: »how can the *form* be eaten?«⁸⁷

SIMULIERTE ERFAHRUNGEN UND DIE PRODUKTION VON SINGULÄREM

Mit dieser Frage wären wir neuerlich auf den Verdacht zurückgeworfen, dass Beispiele offenbar ihrerseits über eine *rhetorische* Form verfügen, die dazu bestimmt ist, ihren je anderen, *singulären Inhalt* auf promiskuitive und nicht immer überzeugende Weise einem Allgemeinen, theoretisch Vorgefertigten *auszuliefern*, d.h. im Sinne Hegels der *Vertilgung* anheim zu stellen. Anders als im Gleichnis, das den Vergleichspunkt praktischerweise selbst benennt, besteht die besondere Form des Beispiels gerade darin, *ostentativ in etwas Konkretem, Singulärem zu verbleiben*, während sich dieses Verbleiben in seinem perlokutionär gewünschten Gebrauch als gänzlich *unwesentlich* herausstellt. Die gewünschte Übertragung, Überführung oder auch Übersetzung des Konkreten in ein Allgemeines wird bei jeder Relektüre jedoch ihrerseits um ein nicht zu präjudizierendes besonderes, singuläres Moment der Beispielmaterie selbst herum organisiert. Der kommode Verdacht, etwas Allgemeines sei (für den Theoretiker) vorgängig und das Beispiel lasse sich deduktiv von ihm ableiten, muss daher um eine gegenwendige Lektüre ergänzt werden. Ebenso gut stößt erst der *reine Akt der elliptischen Ausstellung* (wie bei Goodman) die Verwandlung an. Ebenso gut singularisiert (wie bei Hegel) erst die praktische Intensitätserfahrung und gleichzeitige faktische Unwiederholbarkeit die sinnlichen Eindrücke und petrifiziert sie nachträglich zu dem, was man als *sinnliche Gewißheit* kritisieren mag. Die *Hypostasierung* eines Singulären erzeugt dann gleichsam *ad hoc* ein *je anderes* Allgemeines. Diese Hypostasierung kann als das Produkt eines Aktes, einer glücklichen (anschlussfähigen) oder eher unglücklichen (folgenlosen) freien Wahl betrachtet werden. Nicht selten wird jedoch der transgressive Akt

86 Hegel, *Geschichte der Philosophie II*, S. 207.

87 Warminski, *Readings in Interpretation*, S. 106.

der Hypostasierung *ex post* verschleiert, wenn ihm durch die reziproke Rückübertragung – des nun gefundenen Allgemeinen auf das Konkrete – der Anstrich der Notwendigkeit geben wird.

Nicht wenige Beispieltheoretiker haben aus dieser *allgemeinen Nichtpräjudizierbarkeit* der Beispielübertragung auf ein *konkretes Allgemeines* hin den vielleicht zu radikalen Schluss gezogen, dass das Beispiel selbst nur als *atypische Partikularität*, d. h. als Teilmenge verständlich sei, welche die Teil-Ganzes-Beziehung – im Geist von Aristoteles' Seelendynamik und Wachsparadigmatik – dadurch unterlaufe, dass sie ihr nur der Form nach, jedoch nicht *materialiter* gehorche.

Bei Alexander Gelley etwa, der für die *geregelt Ungeregeltheit* der Beispielübertragung eintritt, mündet dieser Befund in folgenden, neuerlich Aristoteles als Autorität herbeizitierenden Verdacht: »No art examines the particular«, Aristotle wrote. The example is a particular. But it is a particular kind of particular. Examples do not fall into speech like leaves to the ground«. ⁸⁸ Gelley interessiert sich folgerichtig für den Prozess des Beispielfindens und der Beispielauswahl mit Rücksicht auf deren späteres argumentatives Gewicht. Denn das Beispiel ist ein Bindeglied, »a nexus of converging articulations«. ⁸⁹ Dieses Bindeglied ist keineswegs rein intellektueller oder rationaler Natur. Es ist immer auch als affektives zu bestimmen. Denn nicht nur die reflektierende Urteilskraft, sondern gerade auch die Vorstellungskraft spielt eine gewichtige Rolle bei seinem Gelingen.

John Dewey hat in diesem Zusammenhang wiederholt auf die besondere Rolle der Kunst als Muster- und Beispielgeberin der Philosophie beim Ablaufen und Verarbeiten von imaginativen Prozessen hingewiesen.

»For philosophy like art moves in the medium of the imaginative mind, and, since art is the most direct and complete manifestation there is of experience *as* experience, it provides a unique control for the imaginative ventures of philosophy.« ⁹⁰

Etwas Vergleichbares ließe sich auch von den Beispielen sagen. Auch sie sind – trotz ihrer Textförmigkeit – Indikator eines textuellen Außerhalb; denn sie laden während der Lektüre und des Textstudiums neben der Urteilsfindung die Einbildungskraft ein, sich gewinnbringend am Textverständnis zu beteiligen. Mit ihrer Hilfe entwickeln sich Beispiele, so sie gut gemacht sind, zur »Manifestation von Erfahrung als Erfahrung«; und als solche zeichnen sie nicht nur getreu die »imaginativen Risiken der Philosophie« ab, sondern erlauben auch – so zumindest

⁸⁸ Gelley (Hg.), *Unruly Examples*, S. 1.

⁸⁹ Ebd., S. 2.

⁹⁰ John Dewey, *Art as Experience* (1934), New York 2005, S. 309.

Deweys Hoffnung – eine »einzigartige Kontrolle« derselben.⁹¹ Beispiele in philosophischen Texten laden auf diese doppelte Weise zum Nachvollzug ein. Sie wirken nicht, weil die LeserInnen die beschriebenen Szenen aus ihrer Lebenspraxis immer schon kennen würden. Sondern sie wirken, weil sie – beim Lesen – *in actu* die *Simulation* von Erfahrung erlauben. Das Bewusstsein wechselt hier gleichsam den Aufmerksamkeitsmodus; und betrachtet sich selbst dabei, wie Dewey nahelegt. Das Moment des Selbstreflexiven bleibt dabei subkutan, wirkt umso stärker, je bruchloser der Transfer in die bloß imaginierte Beispielwelt gelingt. Wohl bemerkt, der Phantasie werden vom Beispielgeber durch die Gesetztheit der Worte sehr wohl Grenzen gezogen. Die Beispielwelt ist in der Regel klein; doch gerade das Versprechen der Miniaturisierung des philosophischen Problems macht seine Effizienz aus. Es ist wie mit Lessings ›Ein-Zug-Doktrin‹: Trotz – oder gerade wegen? – der Beschränkung auf ›einen Fall‹ und eben nicht mehrere zugleich, gelingt die Vergegenwärtigung, weil sie extrem fokussiert, scheinbar mühelos, geradezu automatisiert geschieht. Wenn ich plötzlich die Argumentationsebene *wechselte* und ein sinnliches Detail in meinen Text *einstreute*, wenn ich *Sie* direkt adressierte und *Ihnen* erklärte, ich könne *Ihre* müden Augen sehen, *dann sehen Sie müde Augen!* Es werden wahrscheinlich nicht die *Ihren* sein (denn wer schaut sich schon selbst in die Augen?), aber müde Augen werden es sein. Das meine ich mit *simulierten* Erfahrungen – kurze *flashes* Ihrer Spiegelneurosen, nicht länger als ein Wimpernschlag. Danach sind *Sie* jedenfalls wieder wach, hellwach. *Sie* haben die vorzügliche Gelegenheit, das eben Erlebte zu überdenken. *Sie* können es kritisieren, nicht für gut befinden. Doch *Sie* können die Erfahrung selbst nicht mehr ungeschehen machen. Das macht imaginative Prozesse so prekär, ja mitunter unangenehm körperlich, invasiv.

Für die DenkerInnen, die Beispiele in ihre theoretischen Texte hinein schreiben, gilt nichts anderes. Es ist ein Irrtum zu meinen, sie griffen bei ihrer Beispielwahl auf selbst Erlebtes, auf Vergangenes zurück und verliehen ihm so Glaubwürdigkeit. Im Gegenteil – alles entscheidet sich in der momentanen Aktivität, sie allein ist der Ort der Produktion von etwas Singulärem, so banal und einfach es auch sei. BeispielgeberIn und BeispielnehmerIn sind für einen Moment lang gleichgestellt. Es gibt keine Form privilegierten Vorwissens, die man zum Verständnis braucht. In den meisten Fällen sind die Beispiele bereits durch viele Texte hindurchgereicht worden, über viele Kanzeln und Katheder gegangen.

Wenn PhilosophInnen die Natur optischer Täuschungen erklären sollen, greifen sie mit überdurchschnittlich hoher Wahrscheinlichkeit seit über 2000 Jahren auf das Beispiel des Paddels zurück, dass sich im Wasser bricht und doch beständig das Boot nach vorne schiebt. Und wenn es darum geht, die Begrenztheit des menschlichen Erfindungsgeistes (nicht nur in Beispielfragen!) zu demonstrieren,

91 Dewey, *Kunst als Erfahrung*, Frankfurt/M. 1985, S. 346.

dann muss stets der Grashalm am Wegesrand herhalten, der uns – sich im Wind wiegend – verspottet, weil wir ihn nicht »aus bloß mechanischen Ursachen zu verstehen hoffen«⁹² können.

Wie wir im Kapitel V. über die Ästhetiken gesehen haben, dient dieses kanonische Muster gerade im Moment der Tradierung von Beispielen als praktischer Referenzrahmen einer Theorie. Seine Wirksamkeit für die Theoriebildung wird gemeinhin unterschätzt.

Das heißt nicht, dass Beispiele immer und in jedem Fall auf die Theoriebildung abfärben würden. Die Relation zwischen Theorie und Praxis, Probe und Etikett, ist, wie wir mit Goodman gesehen haben, auch hier reziprok zu denken. Es gibt Fälle – wie Baumgartens –, in denen die Theorie selbst avancierter wirkt als die noch allzu kanonische Beispielwahl. In anderen Fällen verhält es sich umgekehrt, oder es kommt – wie sehr prominent bei Kant – zu einer Art Remis zwischen widerständigen Beispielen und ebenso widerständiger Theorie. Montaigne hat in seinen *Essais* das Imperfekte und Unsaubere und dennoch Wirksame der im Augenblick des Beispielverständnisses – spontan – geschlossenen Konjunktion betont. Beispiele lösen Assoziationsketten aus, sie sind wie der Angelhaken, der sich statt im Maul eines Fisches im Bewusstsein verfängt. Das ist ein schiefes oder auch ekel-erregendes Bild? Nun, das macht in diesem Fall gar nichts, sondern bestätigt nur Montaignes Theorie.

»Toutes choses se tiennent par quelque similitude, tout exemple cloche, et la relation qui se tire de l'expérience est toujours defaillante et imparfaite; on joint toutesfois les comparaisons par quelque coin.«⁹³

Der in diesem Kapitel geführte Dialog mit Aristoteles und Hegel, Goodman und Agamben war dazu bestimmt, das Verhältnis von Wesenheit und Unwesentlichkeit, Singularität, Arbitrarität, Exemplarität und Partikularität, nicht nur als interdependentes, sondern als reziprokes Verhältnis ins Bewusstsein zu rufen. Stimmt der Befund, dass Singularität nicht nur Exemplarität nach sich zieht, sondern auch umgekehrt, dass *Exemplarität Singularität aus Partikularität erst generiert*, dann scheint es möglich und an der Zeit, die Ästhetik nicht nur nach ihrer theoretischen Geeichtheit auf Singuläres zu befragen, sondern sie auch als *kanonisch* wirksame Beispielpraxis ernst zu nehmen. Verlassen wir hierfür den Rahmen der Gründungsjahrzehnte der Ästhetik und wagen den Sprung ins 20. Jahrhundert zu einem Denker, über den sich vieles sagen ließe, vor allem jedoch dieses: dass er versucht hat, so gut wie *alles anders* zu machen als seine Vorgänger. Wir werden sehen, ob ihm dies auch in *Beispieldingen* gelingt.

92 Kant, *KU*, § 77, S. 353.

93 Michel de Montaigne, »De L'Expérience«, S. 522.